

Dostojewskij – seine Sucht und seine Frau
Vortrag im Arbeitskreis Flensburg-Schleswig
der Deutschen Dostojewskij-Gesellschaft
von Bert Kellermann

Sehr geehrte Damen und Herren,
vielleicht geht es Ihnen so wie mir: das Schreiben von Texten ist für mich recht mühsam, und trotzdem glaube ich unreflektiert, dass ein so großer und begabter Schriftsteller wie Dostojewskij bloß zu schreiben braucht, was die Muse ihm einflüstert. Das ist natürlich Nonsense.

Bspw. war er durch seine Epilepsie an manchen Tagen nicht arbeitsfähig. Und einige Jahre lang war er zeitweilig durch seine Glücksspielsucht am konzentrierten Arbeiten gehindert. Dies ist unser Thema heute.

Die Psychofallen des Glücksspiels

Frau Lackner hat ja hier vor 4 Wochen über den Roman von Dostojewskij „Der Spieler“ referiert. Dieser Roman ist meines Wissens die erste und immer noch verbreitetste Beschreibung, wie sich bei jemandem eine Glücksspielsucht entwickeln kann, typischerweise durch einen faszinierenden Anfangserfolg. Als D. diesen Roman schrieb (1867), kannte er zumindest die erste Phase der Entwicklung einer Glücksspielsucht aus eigener Erfahrung. Dieser Roman ist zugleich ein historischer Beleg dafür, dass die durch das Casino-Glücksspiel verursachten psychischen und sozialen Probleme, insbesondere die Glücksspielsucht und deren destruktive Symptomatik, bereits vor 140 Jahren bekannt waren. Deshalb wurden 1872 in Deutschland, vorher schon in Frankreich, alle Casinos geschlossen.

D. beschreibt seinen faszinierenden Anfangserfolg in einem Brief, den er in den ersten Tagen seiner 2. Europareise über seine Erlebnisse in der Casinostadt Wiesbaden an seine Schwägerin schrieb. (In seinem Roman nannte er Wiesbaden übrigens „Roulettenburg“.) Die folgenden Originalzitate kann ich hier leider nur in gekürzter Form vorlesen:

Paris, 1. September 1863

*Liebste und hochverehrte Warwara Dmitrijewna,
(...), dass ich mich unterwegs vier Tage in Wiesbaden aufgehalten und natürlich auch Roulette gespielt habe. Und was glauben Sie? Ich habe gewonnen und nicht verloren; ich habe zwar nicht so viel, wie ich wollte, keine 100 000 gewonnen, doch immerhin eine kleine Summe. (NB: Erzählen Sie niemand davon, liebe Warwara Dmitrijewna. (...)) Warwara Dmitrijewna! Während dieser vier Tage (...)*

Doch zur Sache. Ich habe, liebe Warwara Dmitrijewna, 5000 Franken gewonnen; das heißt, ich hatte anfangs 10.400 Franken gewonnen, das Geld nach Hause getragen, in die Reisetasche gelegt und beschlossen, am nächsten Tag aus Wiesbaden abzureisen und nicht mehr in den Spielsaal zu gehen. Ich habe es aber nicht ausgehalten und die Hälfte des Geldes wieder verspielt. Es sind mir also nur noch 5000 Franken geblieben. (...)

Es ist immer wieder dasselbe: Typischerweise berichtet die Mehrzahl der süchtig gewordenen Glücksspieler von faszinierenden Anfangsgewinnen. Dies ist eine entscheidende Psycho-Falle: Solche Big-win-Erlebnisse in der ersten Zeit des Glücksspielens prägen sich tief in die Psyche bzw. das Gehirn ein und führen erfahrungsgemäß zu einem magischen bzw. irrationalen Denken. Die Spieler bilden sich dann ein, besonders talentierte Glücksspieler zu sein, übernatürliche Fähigkeiten zu haben, von Fortuna auserkoren zu sein u.ä. Nach dem Erkenntnissen der Lernpsychologie sind Erfolgserlebnisse (sog. positive Verstärkung) von großer Bedeutung für das spätere Verhalten. Ilona Füchtenschnieder, eine erfahrene Glücksspieler-Therapeutin, formulierte dies so: „Wer Pech hat, gewinnt - am Anfang!“ Wie bei einem Computerprogramm durch ein Virus wurde nun Dostojewskijs Psyche bzw. sein Gehirn durch das Anfängerglück im Glücksspiel dauerhaft infiziert.

Wie sehr ihn dieses Anfängerglück fasziniert hat, geht ja auch aus dem Roman „Der Spieler“ hervor. Als ich in meiner Schülerzeit erstmals diesen Roman las, war für mich die brillante und spannende Schilderung des Anfangserfolgs der Großmutter, der Babuschka und des tragischen weiteren Verlaufs innerhalb kürzester Zeit besonders eindrucksvoll. Sie erinnern sich bestimmt: Die alte und vermögende russische Dame hatte gleich bei ihrem allerersten Casinobesuch eine Glückssträhne und erzielte einen sagenhaften Gewinn. Dann jedoch verspielte sie bereits am folgenden Tag nicht nur ihren Riesengewinn, sondern auch ihr gesamtes Barvermögen.

Die Entwicklung der Glücksspielprobleme des Roman-Helden, des Ich-Erzählers Alexei Iwanowitsch werden im Roman eher nebenbei und wesentlich weniger dramatisch als seine Liebesprobleme dargestellt. Aber auch Alexei hatte seinen eindrucksvollen Anfängergewinn.

Typisch in dem Brief von D. an seine Schwägerin ist auch: *„ich hatte anfangs 10.400 Franken gewonnen, das Geld nach Hause getragen, in die Reisetasche gelegt und beschloss, am nächsten Tag aus Wiesbaden abzureisen und nicht mehr in den Spielsaal zu gehen. Ich habe es aber nicht ausgehalten und die Hälfte des Geldes wieder verspielt.“* Dieses „Nicht-aufhören-können“ ist jedoch bei Dostojewskij zu diesem Zeitpunkt noch nicht suchtbedingt, es handelt sich vielmehr darum, dass er in eine andere, für Glücksspiele typische Psychofalle geraten ist: er dachte, durch Weiterspielen noch mehr gewinnen zu können. Er war wie im Rausch. Erfahrene Glücksspieler setzen sich ein Limit und hören auf, wenn sie eine bestimmte, nicht hohe Summe gewonnen haben; es geht ihnen um das Vergnügen, die Spannung, nicht um den Gewinn. Aber naive Spieler und vor allem süchtig gewordene Spieler sind davon überzeugt, sie könnten den großen Gewinn erzielen, durch Weiterspielen, bis sie nichts mehr haben, denn auf Dauer gewinnt fast immer die Bank, die über viel größere Kapitalreserven verfügt und den Bankvorteil hat.

Noch etwas ist in diesem Brief typisch: Dostojewskij ist überzeugt zu wissen, wie man sicher gewinnt: das Geheimnis bestehe darin, *„dass man sich in jedem Augenblick beherrscht und in keiner Phase des Spiels hitzig wird – das ist alles“*. Auch später schreibt er: *„Es gilt nur einmal im Leben berechnend und geduldig zu sein – das ist alles“*. Das ist leider Nonsense, vielleicht gilt dies beim Pokern, aber nicht bei einem Zufallsspiel. Denn es gibt beim Roulettespiel unendlich viele Möglichkeiten; wenn bspw. die Kugel zehnmal hintereinander auf „Rot“ gefallen ist, ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie beim nächsten Mal ganz bestimmt nun endlich auf „Schwarz“ fallen werde, weiterhin 1 zu 1. Dostojewskij beschreibt die auch heute noch von Casino-Zeitschriften propagierten mathematischen Systeme, mit denen man sicher gewinnen werde. Auch heute noch lebt die Glücksspiel-Industrie von der Veröffentlichung sogenannter „Permanzen“, mit denen das angeblich wissenschaftliche und deshalb erfolgreiche Spielen in hunderten Systemen propagiert und der Zufall unsinnigerweise als berechenbar, als beherrschbar dargestellt wird. Wissenschaftlich sicher erfolgreich sind dabei nur die Casinos, und zwar weil die Spieler nicht aufhören. Nicht, wenn sie gewinnen, und nicht wenn sie verlieren.

In jüngster Zeit wird insbesondere bei Sportwetten der Glaube vermittelt, nicht der blinde, unberechenbare Zufall entscheide das Spiel, sondern jeder, der wirklich kompetent sei und über die Kondition der Sportvereine u.ä. Bescheid wisse, habe bessere Chancen als ein Unkundiger, was jedoch oft ein Irrtum ist. Dies ist die „Psychofalle Kompetenzillusion“.

Die Reise mit Polina

Eigentlich war - soweit bekannt – Dostojewskij nicht nach Westeuropa gefahren, um in einem Casino zu spielen (ich muss erwähnen, dass es damals in Russland keine Spielcasinos gab), sondern um sich mit seiner Freundin, der jungen Studentin Polina in Paris zu treffen. Der Name kommt Ihnen sicherlich bekannt vor, es ist bestimmt kein Zufall, dass die schöne junge Frau im Roman „Der Spieler“ auch so heißt; Polina ist später auch Modell für andere junge Frauen in Dostojewskijs Romanen, bspw. für die Gestalt der schönen Nastássja Filippowna im Roman „Der Idiot“.

Polina war schon vorausgereist und wartete in Paris auf D., doch der wurde noch wochenlang beruflich in Petersburg festgehalten, da er Chefredakteur der mit seinem Bruder

herausgegebenen Zeitschrift „Vremja“ war. Als er dann im Sommer 1863 endlich reisen konnte, fuhr er jedoch zuerst – wie bereits erwähnt - nach Wiesbaden zum Roulettespielen, obwohl Polina, die er liebte und begehrte, auf ihn wartete.

Nachdem Polina drei oder vier Monate lang in Paris auf Dostojewskij gewartet hatte, schrieb sie ihm am 9. August 1863, wie es sich aus ihrem Tagebuch ergibt: *„Du kommst etwas zu spät ...“*. Sie hatte sich nämlich inzwischen in einen anderen Mann verliebt. Dies machte sie ihm auch deutlich, als er endlich bei ihr in Paris eintraf, für ihn nachfühlbar eine herbe Enttäuschung. (Wie hart D. von diesem „Du kommst etwas zu spät“ getroffen wurde, ergibt sich aus seinem Brief an Polinas Schwester zwei Jahre später: *„Nicht die Liebe zu einem anderen werfe ich ihr vor, sondern die vier Zeilen, die sie mir ins Hotel schickte, mit dem groben Satz: ‚Du bist ein wenig zu spät gekommen‘.“*)

Anfang September begannen sie trotzdem ihre gemeinsame Reise nach Italien, allerdings nur wie „Bruder und Schwester“. Diese Italien-Reise führte - bestimmt nicht zufällig – von Paris aus über Wiesbaden und dann nach Baden-Baden, das war damals schon ebenfalls ein Casino-Ort. Am 6. September 1863 schrieb Polina in Baden-Baden u. a. in ihr Tagebuch: *„Er spielt fortwährend Roulette (...)“*. Am Abend desselben Tages notierte sie: *„F. M. hat unglücklich gespielt, und er befürchtet, das Geld für unsere Reise werde nicht langem.“* Tatsächlich konnten sie nur mit geliehenem Geld von Baden-Baden aus weiterreisen.

Am 18./30. September 1863 schrieb Dostojewskij aus Rom einen steinerweichenden Bettelbrief an seinen Freund Strachow, *„(...) Anderenfalls, ich wiederhole es, bin ich verloren. (...) Und deshalb bitte ich Sie, bei Christus und bei Gott (...)“*. - In diesem Brief berichtete er auch von seinem Konzept für seinen Kurzroman „Der Spieler“.

Beim Zwischenstopp in Baden-Baden, wo er – so ergibt es sich aus dem Tagebuch von Polina – *„befürchtet, das Geld für unsere Reise werde nicht langem“*; verspielte er offensichtlich mehr Geld als er sich leisten konnte. Dies ist vielleicht mit seinen Polina-Enttäuschungen zu erklären, die er im Casino wirksam „vergessen“ konnte. Glücksspiel ist ein gutes Antidepressivum. Pech in der Liebe und Glück im Spiel sollen ja zusammengehören.

Nachdem sein Bruder Michail ihm Vorwürfe gemacht hatte, (*„hör um Gotteswillen auf zu spielen, wo soll das hinführen ...“*) antwortete Dostojewskij ihm am 20. September 1863 aus Turin über seine Verluste beim Roulette:

„... , aber wir zitterten jeden Augenblick, dass uns im Hotel die Rechnung präsentiert werde und wir ohne einen Groschen sein könnten. Ein Skandal, die Polizei drohe, und hier wird kurzer Prozess gemacht, wenn es keinen Bürgen oder keine Wertgegenstände zu verpfänden gibt; dabei bin ich nicht allein! Scheußlich! Meine Uhr habe ich noch in Genf bei einem wirklich edlen Menschen versetzt, ... Polina hat einen Ring versetzt ...

Du schreibst, es sei Dir unbegreiflich, wie man alles so bis zum Letzten verspielen könne, wenn man mit jemandem reist, den man liebt! Freund Mischa, in Wiesbaden habe ich ein Spielsystem erfunden, habe es erprobt und auf der Stelle zehntausend Francs gewonnen! Gegen Morgen, da ich bereits erregt war, bin ich von dem System abgewichen und habe im Nu verloren. Abends kehrte ich zu meinem System zurück, befolgte es mit aller Strenge und gewann ohne Mühe schnell wieder dreitausend Francs. Sage also selbst, wie sollte man nach einem solchen Erlebnis nicht mitgerissen werden, wie sollte man nicht glauben, bei genauem Befolgen dieses Systems das Glück in den Händen zu halten!

Und ich brauche ja Geld, für mich, für Dich, für meine Frau, für den Roman! Hier gewinnt man spielend leicht Zehntausende! Mit diesem Vorsatz, Euch alle zu retten und schließlich mich selbst, bin ich ja doch hierher gereist, und ich glaube fest an mein System!

Noch ein Erlebnis: ich komme nach Baden, trete an den Spieltisch und gewinne in einer Viertelstunde sechshundert Franken! Das reizt mich! Plötzlich aber beginne ich zu verlieren, kann nicht haltmachen und verspiele alles bis auf das Letzte! Nachdem ich Dir aus Baden geschrieben hatte, nahm ich das ganze noch übrige Geld und ging spielen. Mit vier Napoléons gewann ich fünfunddreißig in einer halben Stunde! Das ungewöhnliche Glück berauschte mich, ich hasardierte auf einen Zug diese fünfunddreißig Napoléons und verlor sie auf einmal. Nach der Abrechnung mit der Wirtin blieben uns sechs Napoléons für die Reise. In Genf musste ich bereits meine Uhr versetzen! (,,,) denn mit den vierzehnhundertfünfzig Franken, die Du mir geschickt hast, kann ich nicht auskommen, ...

NB. Von meiner Lage erzähle niemandem. Meine Spielverluste sollen ein Geheimnis bleiben. ...“

Nach der gemeinsamen Reise trennten Polina und Dostojewskij sich, am 22. Oktober war sie wieder in Paris. Dostojewskij reiste jedoch nicht direkt nach Russland zurück, sondern zunächst zu einem deutschen Casino, nach Homburg.

Am 27. Oktober 1863 schrieb Polina u.a. in ihr Tagebuch: *„Gestern erhielt ich einen Brief von Fjodor Michailowitsch. Er hat im Spiel verloren und bittet, ich möge ihm einen Betrag schicken. Ich hatte kein Bargeld, da ich eben Rechnungen beglichen hatte, und entschloss mich, meine Uhr und die Kette zu versetzen.“*

Trotz aller realen Verluste, trotz aller im Endergebnis negativen Erfahrungen glaubt Dostojewskij weiterhin, er könne mit einem „System“ letztendlich beim Roulette doch gewinnen. Sicherlich sind die (vorübergehenden) Gewinne eindrucksvoll. Es drängt sich wirklich die Frage auf, ob Dostojewskij zu dieser Zeit bereits glücksspielsüchtig war. Eine Sucht entwickelt sich allerdings nicht in Tagen, sondern in Monaten und Jahren, weil dabei auch ein Lernprozess eine wesentliche Rolle spielt. Dass D. ein „leidenschaftlicher“ Spieler war, ist allgemein bekannt. Die Frage, ob er auch bereits süchtig war, hat m.W. als erster unser Herr Christian Kühn gestellt. Zur Erklärung: Leidenschaft und Sucht, das ist nicht dasselbe. In der psychischen Fehlentwicklung zur Sucht geht dem Suchtstadium ein Leiderschafts- oder Gewohnheitsstadium voraus. Niemand wird süchtig geboren. Spielleidenschaft ist also nicht das Gleiche wie Glücksspielsucht.

Das relativ sicherste und früheste Symptom einer Sucht ist das sog. Kontrollverlust-Phänomen: dies ist der weitgehende Verlust der Fähigkeit, sein Suchtmittel (seine Droge) kontrolliert, also mit seinem Willen gesteuert, konsumieren zu können. Allerdings weiß man ja, dass junge Menschen anfangs unkontrolliert Alkohol trinken und betrunken werden, weil sie es noch nicht gelernt haben, ihn kontrolliert zu trinken. Vielleicht wollte Dostojewskij bei seinem ersten Casinobesuch in Wiesbaden nur seine knappe Reisekasse füllen und geriet in einen Spielrausch, wie ein unerfahrener Alkoholkonsument. Aber wie kann man es sich erklären, dass er auch noch am Schluss dieser Reise trotz all seiner negativen Erfahrungen mit dem Roulette alleine nach Homburg fuhr und alles verspielte, sodass Polina ihre Uhr und ihre Kette versetzen musste?

Das Kontrollverlustphänomen ist kein physikalisches Gesetz, sondern eine Erfahrungstatsache, die in der Praxis der Suchtarbeit sich immer wieder bestätigt. Es ist beispielsweise allgemein bekannt, dass süchtige Raucher ihre Sucht am besten dadurch überwinden, dass sie vor sich selbst zugeben, nicht mehr kontrolliert, das heißt nicht mehr über längere Zeit wenig rauchen zu können und sich dazu entschließen, ganz aufzuhören. Früher nannte man das „Totalabstinenz“, heute sagt man „Entschluss zum suchtmittelfreien Leben.“ Dies ist der sicherste Weg, seine Sucht zu überwinden. Je früher man diesen Entschluss realisiert, desto eher schafft man es dauerhaft, evtl. nach einigen Rückfällen. Diese Erfahrungen gelten für fast alle Suchtmittel, bspw. für den Alkohol.

Manche Suchtexperten sprechen erst dann von Sucht, wenn jemand trotz schwerer negativer Folgeschäden nicht damit aufhört, sein Suchtmittel zu konsumieren. Heute versucht man zunehmend eine suchththerapeutische Frühintervention, um die Folgeschäden wie Verschuldung, Beschaffungskriminalität, Zerfall der Familie usw. zu vermeiden. Dies bedeutet, dass der Suchtbegriff weit gefasst werden muss, um eine Frühdiagnose und eine frühe Verhaltensänderung („Früh-Intervention“) zu ermöglichen. Trockene, d.h. abstinenten Alkoholiker sagen: „Bisschen schwanger ist auch schon schwanger, bisschen süchtig ist auch schon süchtig“. Doch noch überwiegen die alten Meinungen.

Es ist wohl eindeutig: Während dieser Reise mit Polina beherrschte sein heftiges Verlangen nach seiner Droge Glücksspielen sein Denken und Wollen. Und er konnte nicht mehr „kontrolliert“ im Casino spielen. Eigentlich müsste man sagen, dass er sich bereits in einem Frühstadium der Suchtentwicklung befand.

Als ich 1962 in der Psychiatrie anfang, gab es nur ein relativ geringes Angebot an Glücksspielen, die suchtbildend sind, es gab erst wenige Casinos. Seit Mitte der 1970er Jahre gibt es die modernen elektronischen Glücksspielautomaten in den Casinos und vor allem in den Spielhallen; diese haben ein hohes Suchtpotenzial, d.h. sie sind stark suchtbildend.

Das Angebot an Glücksspielen mit nicht geringem Suchtpotenzial wuchs lawinenartig, damit auch die Nachfrage und einige Zeit später die Zahl der Glückspielsüchtigen. Als erster hat Gerhard Meyer, damals Doktorand, heute Psychologie-Professor auf dieses Problem aufmerksam gemacht. Casino-Glücksspiele und die Spielhallenglücksspielautomaten sind harte Drogen. Doch die Aufrüstung der Glücksspielindustrie nimmt immer noch zu, sowohl quantitativ als auch qualitativ, bspw. ist der Unterschied zwischen einem früheren mechanischen Automaten zu den modernen elektronischen, psychologisch äußerst raffinierten Automaten in den Casinos und den Spielhallen wie der zwischen einer Armbrust und einem modernen Maschinengewehr. Es ist eine alte Erfahrung: Je größer das Angebot einer Droge ist, desto mehr Leute konsumieren sie, und desto mehr Leute werden süchtig. Dies gilt besonders für Drogen (Suchtmittel), die stark suchterzeugend sind (die ein hohes Suchtpotenzial haben). In der früheren DDR gab es kaum Glücksspiel, und erst seit der Wende nahm dort die Zahl der süchtig gewordenen Glücksspieler massiv zu.

Wäre es wirklich eine Katastrophe, wenn das Glücksspielangebot wieder auf den Stand von etwa 1970 gebracht werden würde? Es könnte dadurch viel Leid verhindert werden.

Der Reinfall von Wiesbaden

Ende Juli 1865 fuhr Dostojewskij mit nur 175 Rubeln in der Tasche nach Wiesbaden und traf sich dort mit Polina. In Wiesbaden bezog er das Hotel Victoria in Bahnhofsnähe. Von da aus waren es nur wenige hundert Meter zum Kursaal. Wieder ergibt sich die Frage: was ist ihm wichtiger: Polina, die er ohne Zweifel sehr liebt, oder das Roulette?

In einem Brief an Turgenjew berichtet er vom „Erfolg“ seines Spielens: *„Vor zwei Jahren gewann ich in Wiesbaden in einer Stunde nahezu 12.000 Francs. Auch wenn ich mir diesmal nicht vornahm, meine Finanzen aufzubessern, hätte ich doch gern tausend Francs gewonnen, um in den nächsten drei Monaten etwas zum Leben zu haben. Aber im Laufe von fünf Tagen in Wiesbaden habe ich alles verloren, ich bin pleite bis aufs letzte Hemd - sogar meine Uhr habe ich verspielt, und im Hotel schulde ich Geld.“*

Widersprüchlich in diesem Brief ist, dass D. zu wenig Geld für die geplanten drei Monate in Westeuropa hat und Turgenjew gegenüber behauptet, er habe diesmal nicht vorgehabt, seine Finanzen aufzubessern. Da war er wohl nicht ganz ehrlich. Warum ist er denn wieder zuerst nach Wiesbaden gefahren? Wenn Menschen glücksspielsüchtig werden, lernen sie zu lügen, vor allem sich selbst zu betrügen. Und dann die Katastrophe, sein gesamtes Geld hat er in nur fünf Tagen verspielt, das genaue Gegenteil von dem erhofften Gewinn ist eingetreten. Er muss sich nun bemühen, dass ihm jemand Geld leiht für das Hotel und die Heimfahrt. Die geplante Reise nach Paris war nicht mehr möglich.

Offensichtlich hielt es Polina diesmal nicht sehr lange mit ihm aus. Kaum war sie aus Wiesbaden wieder nach Paris abgereist, schrieb Dostojewskij am 10./22.08.65 an sie einen Bettelbrief wegen seiner glücksspielbedingten finanziellen Misere. Er habe schon an einen Schriftstellerkollegen mit der Bitte um Geld geschrieben, jedoch noch keine Antwort erhalten. *„Unterdessen hat sich meine Lage im höchsten Maße verschlimmert. Unmittelbar nach Deiner Abreise, am nächsten Tag ganz früh, wurde mir im Hotel mitgeteilt, es sei Auftrag gegeben worden, mir weder ein Mittagessen noch Tee oder Kaffee zu verabreichen. (...) Sollte es Dir, in Paris angelangt, auf irgendeine Weise möglich sein, Dir von Deinen Freunden und Bekannten Geld zu verschaffen, so schicke mir ein Maximum von hundertfünfzig Gulden oder aber so viel Du willst. (...)“*

Zwei Tage später schrieb er an Polina: *„Ich fahre fort, Dich mit Briefen und dazu noch mit unfrankierten, zu bombardieren. (...) Ich frankiere nicht, weil ich keinen Groschen übrig habe.“* Am Ende dieses langen Briefes schrieb er, dass er nicht mehr schreiben wolle. Doch schon am Nachmittag schrieb er ihr wieder einen Bettelbrief: *„(...) Pola, meine Freundin, erlöse mich, rette mich! Bringe irgendwo hundertfünfzig Gulden auf. (...)“*

Aus seinem Brief an seinen Freund Wrangel, gekürzt:

Wiesbaden, 5. September (hiesigen Stils) 1865

Hochgeehrter und lieber Freund Alexander Jegorowitsch, (...)

(...) Ich will heute nur von mir schreiben, und zwar nur von einer einzigen Sache. Teilen Sie das, was ich Ihnen nun schreibe, niemandem mit, weil ich fühle, dass es mich einigermaßen

bloßstellt. aber in einem solchen Fall Phrasen nur peinlich und völlig überflüssig sind, will ich Ihnen ganz offen eingestehen - obwohl ich mich schäme, es einzugestehen -, dass ich, in meiner Dummheit, vor zwei Wochen alles verspielt habe, das heißt alles, was ich besaß.

Ich hatte schon vordem, gleich nach meiner Ankunft in Wiesbaden, gespielt, aber glücklich und sogar (verhältnismäßig) viel gewonnen, aber dann packte ich in meiner Dummheit die Sache verkehrt an, und in drei Tagen verlor ich alles. Nun sitze ich da, in der peinlichsten Lage, die man sich vorstellen kann, und kann aus Wiesbaden nicht wegreisen.

Ich habe nach Russland an einen mir wohlgesinnten Menschen geschrieben und ihn gebeten, mir von irgendeinem Verleger Vorschuss für zukünftige Arbeiten zu verschaffen. (...) Bis dahin sitze ich aber ohne einen Groschen da, und was dabei das Schlimmste ist: ich habe im Hotel Schulden gemacht. (...)

Und deshalb, mein guter Freund, wage ich es, mich an Sie zu wenden. Retten Sie mich, und helfen Sie mir aus dieser Not: Schicken Sie mir für eine ganz kurze Frist 100 Taler. Mit diesem Geld will ich hier alles bezahlen und unverzüglich nach Paris fahren, wo ich zu tun habe und einen Menschen aufsuchen will (der bestimmt dort ist) und der mir sofort helfen wird. Dann werde ich Ihnen das Geld zurückgeben.

() In diesem Fall kann ich lange ohne Geld dasitzen, und meine Reise nach Paris, die mir sehr wichtig ist, kann dann gar nicht zustande kommen. Dort könnte ich aber auch Geld auftreiben. Außerdem käme ich hier allzu tief in Schulden, und das ist außerordentlich bedrückend. Schicken Sie mir deshalb das Geld um Gottes willen, wenn Sie können. (...) habe ich mich dazu entschlossen, Ihnen meine dumme und feige Tat offen einzugestehen. Möge es unter uns bleiben. Was aber das Geld betrifft, so glaube ich, werden Sie einen Ertrinkenden nicht ohne Hilfe lassen, falls Sie in diesem Augenblick selbst etwas besitzen. (...)

Dostojewskij hat also in den ersten fünf Tagen seines zweieinhalbmonatigen Aufenthaltes alles Geld (incl. das fürs Hotel und die Rückreise vorgesehene) in Polinas Anwesenheit verspielt, obwohl sie doch seinetwegen nach Wiesbaden gekommen ist. Es drängt sich nun wirklich die Vermutung auf, stärker als zwei Jahre zuvor: das Roulette ist ihm wichtiger als Polina, und er kann den „Konsum“ seiner „Droge Glücksspielen“ nicht mehr kontrollieren. Wenn er sich zu diesem Zeitpunkt das bewusst gemacht und konsequent auf weitere Casino-Besuche verzichtet hätte, wäre ihm (und anderen) viel Leid erspart geblieben. – Je früher sich jemand klar macht, dass er am Beginn einer Suchtkarriere steht und deshalb „konsequent aufhören“ muss, desto leichter gelingt ihm dies dauerhaft. (Nochmals den wichtigen Erfahrungssatz: „Bisschen schwanger gibt es ja nicht, wer bisschen süchtig ist, ist schon süchtig.)

Als Wrangel ihm endlich etwas Geld schickte, nahm es der Hotelwirt gleich an sich, der ihm mit einer Anzeige bei der Polizei gedroht hatte, was Dostojewskij sicherlich sehr peinlich war. – Die Heimreise erfolgte über Kopenhagen, Wrangels wegen. Wenn Wrangel ihm in dieser existenziellen Krise nicht geholfen und der Wirt tatsächlich die Polizei eingeschaltet hätte, was wäre dann aus Dostojewskij (und seinen Romanen) geworden? Jedenfalls: er wäre nicht in diese gefährliche Krise geraten, wenn er nicht ins Casino gegangen wäre. (Dieser Aspekt ist nur scheinbar banal.)

Angesichts dieses „Wahnsinns“ seines Glücksspielens würde ein heutiger Suchtberater ihm dringend empfehlen, ab sofort auf Casinobesuche völlig zu verzichten. Es lässt sich kaum übersehen, dass zu diesem Zeitpunkt bei D. zumindest bereits eine beginnende Glücksspielsucht bestand.

Glücksspielsucht (offiziell spricht man derzeit von Pathologischem Glücksspielen) ist – nach Nikotinabhängigkeit, Alkoholabhängigkeit und Betäubungsmittelabhängigkeit – seit Jahren in Deutschland offenbar die vierthäufigste Suchtform. Sie ist leichter zu verheimlichen und deshalb weniger bekannt. Zudem war die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Bagatellisierungs- und Verneblungsstrategie und den Lobbyismus der Glücksspielwirtschaft (die auch einige Wissenschaftler für sich gewinnen konnte) sehr wirksam; Fakten wurden gezielt ausgeblendet. Hinsichtlich ihres Schadenspotenzials steht die Glücksspielsucht nach der Btm-Abhängigkeit vermutlich an zweiter Stelle.

Glücksspielsucht ist in Westeuropa - nach der Alkoholabhängigkeit und vor dem Morphinismus – offensichtlich die zweitälteste verbreitete Suchtform. Ihre Erscheinungen wurden

bereits 1561 von dem flämischen Arzt Pascasius lustus in seinem Buch „Über das Würfelspiel“ beschrieben: „Ich glaube, dass das Würfelspiel genau dieselbe Wirkung hat wie der Wein.“ „Die sichtbarsten und schlimmsten Auswirkungen (der Spielsucht) sind folgende: ständige geistige Ruhelosigkeit, Pflichtvergessenheit, Armut, Verfluchung, Diebstahl und Verzweiflung.“ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren hauptsächlich vier Suchtformen bekannt, mit den Begriffen: Trunksucht, Morphiumsucht, Kokainsucht und Spielsucht. Gabriel und Kratzmann reiheten 1936 in ihrer Sucht-Monografie die Spielsucht bei den „Tätigkeits-süchten“ ein („So wie wir beim Trinker und in gleicher Weise natürlich auch bei anderen Rauschgift-süchtigen als wesentliche Äußerung der Süchtigkeit das Nicht-aufhören-Können gefunden haben, ebenso sehen wir beim Spieler, dass er sich nicht oder nur sehr schwer vom Spieltisch losreißen kann.“)

Frau Dr. Grüsser von der Charité verdanken wir, dass in Deutschland zunehmend von Verhaltenssucht statt von „nicht-substanzgebundener Sucht“ gesprochen wird. Dies ist ein großer Fortschritt. Traditionell waren nur die substanzgebundenen Suchtformen anerkannt. Aber es geht einem süchtig gewordenen Menschen doch gar nicht um die Substanz, sondern um deren Wirkung auf sein Gehirn bzw. seine Psyche. Würde bspw. ein Alkoholiker seinen Alkohol trinken, wenn dieser gar nicht die gesuchte Wirkung hätte? Frau Dr. Grüsser betont, es geht um belohnendes Verhalten. Sie zählt außer der Glücksspielsucht auch andere Suchtformen wie Kaufsucht dazu.

Bereits vor 20 Jahren, 1987 habe ich in unserer Fachzeitschrift eine Liste von 12 analogen Merkmalen/Symptomen im Verhalten, die für alle Sucht-Formen gültig ist, veröffentlicht, in der für das Wort „süchtiges Verhalten“ das spezifische Verhalten des jeweiligen Suchtkranken (Heroin-Spritzen, Alkohol-Trinken, Kokain-Sniefen oder Roulette-Spielen etc.) eingesetzt werden kann. Durch diese Liste soll deutlich werden, dass die spezifischen Verhaltensweisen der Betroffenen bei den verschiedenen Suchtformen in ihren wesentlichen Merkmalen austauschbar, „übersetzbar“ sind. Dementsprechend hat sich in der therapeutischen Praxis folgender Satz bewährt: „Sucht ist Sucht, das jeweilige Suchtmittel des einzelnen Süchtigen ist eher von zweitrangiger Bedeutung“.

Das süchtige Verhalten beruht auf der Überzeugung des Süchtigen, dass er ohne sein Suchtmittel nicht existieren könne. Sucht ist im Wesentlichen eine irrationale bzw. pathologische Überzeugung wie Fundamentalismus oder Eifersuchtswahn. Ein süchtig gewordener Mensch ist der Sklave seiner Droge, er gehorcht den suchtbedingten Selbsteinflüsterungen..

Traditionell werden die Unterschiede zwischen den einzelnen Suchtformen betont. Viel wichtiger sind die Gemeinsamkeiten, die Suchtmittel sind mehr oder minder austauschbar, bspw. steigen manche Glücksspielsüchtige auf Alkohol um.

Traditionell werden die körperlichen Entzugserscheinungen stark betont. Diese treten praktisch nur bei der Alkohol-Barbiturat-Abhängigkeit und bei der Opiat-Opioid-Abhängigkeit auf und sind oft schwere Erkrankungen, die zusätzlich belasten. Sucht ist aber eine psychische Störung, die auch ohne körperliche Entzugserscheinungen auftritt.

Sucht ist psychische Abhängigkeit. Die Definition der psychischen Abhängigkeit der WHO von 1957 ist immer noch gültig und weitgehend anerkannt: Psychische Abhängigkeit ist „ein unbezwingbares, gieriges Verlangen, die Einnahme der Droge fortzusetzen und sie sich unter allen Umständen zu beschaffen“.

Traditionell werden die körperlichen, aber auch die psychischen und sozialen Schäden durch den Suchtmittelkonsum betont. Sucht besteht jedoch lange vor den Folgeschäden, dies zeigt die Nikotinsucht, die offensichtlich häufigste Suchtform. Je früher jemand seinen Suchtmittelkonsum aufgibt, desto eher gelingt es ihm; insbesondere bestehen dann in der Regel noch keine irreparablen Suchtfolgeschäden. Deshalb ist es therapeutisch wichtig, dass der Suchtbegriff weit gefasst wird („bisschen schwanger auch schon schwanger“).

Traditionell wird angenommen, dass nur Menschen mit schweren Persönlichkeitsstörungen süchtig werden können. Das ist Nonsense, wie es wieder das Beispiel Nikotinsucht zeigt: auch psychisch und sozial „gesunde“, „willensstarke“ Leute können bekanntlich nikotinsüchtig werden. Jeder Mensch kann süchtig werden, wenn er ein Suchtmittel konsumiert.

Menschliches Verhalten basiert vor allem auf Überzeugungen. Ein süchtig gewordener Mensch ist wie ein Fanatiker oder wie ein Wahnkranker davon überzeugt, unbedingt und

um jeden Preis sein Suchtmittel konsumieren zu müssen. Fragen Sie mal einen süchtigen Raucher, warum er unbedingt rauchen muss, er wird Ihnen zuerst viele Pseudo-Gründe nennen und schließlich sagen: „Ich muss einfach rauchen!“

Nun wieder zu Dostojewskij: Während seines Zwangsaufenthalts in Wiesbaden setzte er die Arbeit zu einem Meisterwerk der Weltliteratur fort: „Verbrechen und Strafe“, bekannt auch unter dem früheren Titel „Schuld und Sühne“. Es war für Dostojewskij. eine schlimme Zeit, für uns Leser jedoch war es keine verlorene Zeit.

Die Reise mit Anna, seiner jungen Frau

Der Roman „Der Spieler“ basiert auf den Erlebnissen von Dostojewskij mit dem Roulette während seiner zweiten und dritten Westeuropareise. Zu Beginn der Niederschrift des Romans 1866 stand Dostojewskij bereits unter massivem Zeitdruck: wenn er den vereinbarten Abgabetermin nicht eingehalten hätte, hätte dies für ihn sehr bittere finanzielle Konsequenzen gehabt. Diesmal hatte er im Leben reales Glück:

Aus einem Brief von Dostojewskij an seine Freundin Polina vom 5. Mai 1867, aus Dresden ergibt sich:

„(...) Ich habe nämlich im Februar dieses Jahres geheiratet! Dem Vertrage mit Stellovski (das ist der brutale Verleger) entsprechend, war ich verpflichtet, ihm bis zum 1. November des vorigen Jahres einen neuen Roman von nicht weniger als zehn gewöhnlichen Druckbogen zu liefern, widrigenfalls ich ihm einen bedeutenden Schadenersatz zu leisten gehabt hätte. Gleichzeitig schrieb ich auch einen Roman für den „Russki Westnik“, 24 Bogen waren schon fertig und es blieben noch 12 Bogen zu schreiben. Nun kamen noch die 10 Bogen von Stellovski hinzu. Es war schon der 4. Oktober und ich hatte noch nicht einmal angefangen. Milukow riet mir, einen Stenografen zu nehmen und den Roman zu diktieren, wodurch es möglich sein werde, die Sache in einem Viertel der Zeit zu erledigen. Olchin, ein Professor der Stenografie, schickte mir seine beste Schülerin, und wir wurden denn auch bald einig. Meine Stenografin, Anna Grigorjewna Snitkina, war ein junges und ziemlich hübsches Mädchen, zwanzig Jahre alt, aus guter Familie, die das Gymnasium mit Auszeichnung absolviert hatte, ein außerordentlich gütiger und lauterer Charakter. Die gemeinsame Arbeit ging vortrefflich vonstatten. Am 28. Oktober war der Roman „Der Spieler“ (jetzt bereits gedruckt) in vierundzwanzigtätigem Diktat fertig. Als wir beim Schluss des Buches angelangt waren, bemerkte ich, dass die Stenografin, wenn sie auch niemals ein Wort davon gesagt hatte, eine aufrichtige Neigung zu mir gefasst hatte; mir wiederum gefiel sie täglich mehr und mehr. Da seit dem Tode meines Bruders mein Leben sich so öde und schwer gestaltet hatte, habe ich ihr einen Heiratsantrag gemacht; sie willigte ein, und nun sind wir vermählt. Die Altersdifferenz ist furchtbar groß, zwanzig und vierundvierzig, aber ich komme immer mehr zu der Überzeugung, dass ich sie glücklich machen werde. Sie hat Herz und versteht zu lieben.“

Man kann wohl sagen, dass Anna Grigorjewna - seine zweite Frau – damals 20 Jahre alt, 24 Jahre jünger als er – nicht nur in seiner oben geschilderten Notsituation, sondern für sein ganzes weiteres Leben sein großes und wirkliches Glück war. Sie wurde zunehmend die Managerin des ziemlich schlecht organisierten Dichters und schaffte es im Laufe der Zeit, dass er nach und nach aus dem ständigen Schuldendruck herauskam.

Zum Zeitpunkt seiner Heirat war der Schuldendruck für Dostojewskij so groß, dass ihm das Schuldnergefängnis drohte. So war die Hochzeitsreise nach Westeuropa weit eher eine Flucht vor den Gläubigern. Zudem hoffte er, im Ausland ruhiger und konzentrierter als Schriftsteller arbeiten zu können. Von diesen drei Motiven für die Reise liest man in den Biografien; ich persönlich bin allerdings davon überzeugt, dass D. auch Sehnsucht nach Roulette hatte, in der Überzeugung, durch einen Riesengewinn dem Schuldendruck entkommen zu können.

Im April 1867 brachen sie auf, zwei Monate nach der Heirat. Geplant war eine Reisedauer von wenigen Monaten, sie kehrten jedoch erst nach vier Jahren zurück. Warum sie so lange fortblieben, wird in den Biografien kaum erklärt. Eine Vermutung, die sich aufdrängt, ist, dass das Roulette der Hauptgrund war: als die Dostojewskijs heimreisten, war bekannt, dass wenige Monate später alle Casinos in Deutschland und der Schweiz geschlossen werden mussten.

Dostojewskij im Casino Homburg

Der erste längere Aufenthalt des Ehepaars Dostojewskij während ihrer Westeuropa-Reise war im Frühjahr 1867 in Dresden, wo sie von Ende April bis Mitte Juli bleiben.

Wie schon gesagt: Aus der Sicht von Dostojewskij war mehr denn je ein großer Gewinn beim Roulette seine einzige Chance, seine für ihn sehr hohen Schulden zurückzahlen und in die Heimat zurückkehren zu können. Aus dieser „ungesunden Logik“ heraus lässt er seine junge Ehefrau bereits wenige Wochen nach der Ankunft in Dresden allein zurück und fährt nach Homburg zum Casino.

Anna Dostojewskij berichtet in ihren im Alter verfassten „Lebenserinnerungen“:

„So vergingen drei Wochen unseres Aufenthalts in Dresden, als F. M. einmal von Roulette zu sprechen begann; oft erinnerten wir uns der gemeinsamen Arbeit an dem Roman „Der Spieler“, und er meinte, er wäre ganz bestimmt zum Roulette gefahren, wenn er jetzt alleine in Dresden wäre. Diese Bemerkung machte mein Mann später noch zweimal, und da ich ihm in keiner Weise hinderlich sein wollte, fragte ich ihn einmal, warum er denn jetzt nicht fahren könne, worauf sich F. M. auf die Unmöglichkeit berief, mich allein zu lassen, während die Reise zu zweit zu viel kosten würde. Ich redete ihm zu, für einige Tage nach Homburg zu fahren, und versicherte ihm, es werde mir in seiner Abwesenheit nichts zustoßen. F. M. wollte sich selbst davon abreden, aber der Wunsch, sein Glück zu erproben, überwog, er willigte ein und fuhr nach Homburg, nachdem er mich der Hausfrau anvertraut hatte. Trotz aller Selbstbeherrschung fühlte ich mich, als der Zug sich in Bewegung setzte, gänzlich verlassen, ich vermochte meinen Kummer nicht zu beherrschen und brach in Tränen aus.

Nach zwei oder drei Tagen erhielt ich Briefe aus Homburg, in denen mir mein Mann von seinen Verlusten berichtete und um Geld bat! Ich erfüllte seine Bitte, aber die Folge war, dass er auch diese Sendung verspielte und um weiteres Geld ersuchte, das ich ihm natürlich gleichfalls schickte; da mir aber die Aufregungen des Spiels völlig unbekannt waren, überschätzte ich ihre Wirkung auf die Gesundheit meines Mannes. Nach seinen Briefen hatte es den Anschein, als lebe er in Homburg in furchtbarer Aufregung und Unruhe, und ich befürchtete einen neuen epileptischen Anfall; der Gedanke brachte mich zur Verzweiflung, dass ich ihn hatte allein fahren lassen und nicht bei ihm sein könne, um ihn zu trösten und zu beruhigen; ich kam mir wie eine schreckliche Egoistin, fast wie eine Verbrecherin vor, weil ich ihm in diesen schweren Stunden nicht helfend zur Seite stand.

Acht Tage später kehrte F. M. nach Dresden zurück und war froh und glücklich, dass ich ihm nicht nur wegen des verspielten Geldes keine Vorwürfe machte, mir nicht einmal leid darum war, dass ich vielmehr suchte, ihn zu trösten, und ihm zuredete, er möge nicht verzagen.

Die missglückte Fahrt nach Homburg blieb nicht ohne Wirkung auf die Stimmung F. M.s. Des öfteren brachte er das Gespräch auf das Roulette, bedauerte den Verlust des Geldes und nahm die Schuld ganz auf sich. Er versicherte, er habe die Chancen oft in seinen Händen gehalten, es aber nicht verstanden, sie auszunützen. Er habe sich überhastet, die Einsätze gewechselt und verschiedene Spielmethoden versucht, bis er schließlich alles verloren habe. Dies alles nur, weil er allein nach Homburg gekommen und die ganze Zeit um mich besorgt gewesen sei. Freilich, auch bei den früheren Fahrten zum Roulette sei er nur zwei bis drei Tage geblieben und habe immer mit geringen Beträgen gespielt, mit denen einer Wendung des Spielerglücks schwer durchzuhalten war. Ja, wenn es gelänge, in eine Roulettstadt zu fahren und dort mit Erfolg zwei oder drei Wochen zu bleiben, ohne sich beileihen zu müssen, da hätte er die ruhige Spielmethode angewendet, bei der man unbedingt gewinnen müsse, wenn auch keine Riesensummen, so doch genug, um den Verlust zu decken. F. M. redete darüber so ruhig und führte zum Beweis seiner Theorie so viele Beispiele an, dass er auch mich davon überzeugte, und als die Frage auftauchte, ob wir uns nicht auf der Reise in die Schweiz zwei Wochen in Baden-Baden aufhalten sollten, stimmte ich gern zu, zumal ich glaubte, meine Anwesenheit werde auf den Spieler mäßigend einwirken. Mir persönlich war es gleichgültig, wo wir wohnten, wenn ich mich nur von meinem Mann nicht trennen musste.“

In ihrem Tagebuch schreibt Anna über diese Zeit (Anm: der damals in Russland noch gültige Julianische Kalender unterscheidet sich von dem Gregorianischen Kalender um 12 Tage; deshalb gab Anna immer zwei Daten an):

Dresden, 1.Mai/13. Mai 1867

(...) Dann unterhielten wir uns über Fedjas (Anm.: Dostojewskijs Kosenname) Abreise. Ich brauche nur daran zu denken, dass er wirklich abfährt und ich hier allein bleibe, so läuft es mir schon kalt über den Rücken. Was werde ich nur tun, ich kann es mir nicht vorstellen, wie wird mir traurig und öde zumute sein, wie werde ich allein in diesen drei langweiligen Zimmern ohne ihn sitzen, ohne den ich doch eigentlich auf dieser Welt nicht leben kann! Ich redete ihm zu, sich um mich keine Sorgen zu machen, ich würde schon nicht krank, nichts würde mir geschehen, alles würde gut werden. (...) Aber wenn ich froh bin, dass er fährt, so ist das keineswegs um des Gewinns willen (an den ich, ehrlich gesagt, kaum glaube), sondern ich sehe doch, dass er hier langsam versauert und immer gereizter Stimmung ist. (...) Es ist sein Wunsch, seine Idee, dorthin zu fahren, warum soll ich ihm das nicht gönnen, sonst würde es ihm immer im Kopf herumgehen und keine Ruhe lassen. Mich wird trösten, dass er ein wenig Ablenkung hat und dann zu mir wie früher als der Liebende zurückkehrt, auch wenn ich mich jetzt nicht über Mangel an Liebe beklagen kann. (...) Heute haben wir lange miteinander gesprochen. Er sagte, wenn es ihm gelänge, etwas zu gewinnen, dann käme er mich holen, und wir würden dort wohnen. Das wäre schön. Aber ich weiß nicht, vielleicht ist das gar nicht wahr, vielleicht wäre es besser, gar nicht erst hinzufahren.“

Anna wäre sicherlich gerne mitgefahren, nicht nur wegen des Alleinseins, sondern auch weil sie während ihrer ersten Auslandsreise möglichst viele Städte sehen wollte. Dies war jedoch aus finanziellen Gründen schlecht möglich. Von Dostojewskijs Reise nach Homburg erwartete sie kaum eine finanzielle Verbesserung, sondern insbesondere eine Verbesserung von Dostojewskijs Stimmung. Glücksspielen kann wie ein Antidepressivum wirken. Für Dostojewskij war damals offensichtlich das Glücksspiel noch wichtiger als Anna.

Dostojewskij versprach Anna, nach vier Tagen zurück zu sein, tatsächlich kehrte er erst nach 11 Tagen zurück. Wegen des Glücksspielens hielt er die Verabredung nicht ein.

In Annas Tagebuch wird mehrmals deutlich, dass sie sich wegen ihrer ärmlichen Kleidung schämte. Der Geldmangel beeinträchtigte ihr Selbstwertgefühl. – Die Dostojewskijs waren damals arm, trotzdem ging er ins Casino, wo eigentlich nur die reichen Leute (und die Ausländer) spielen sollten.

Sonntag, den 7./19. Mai 1867

Von der Kirche gingen wir zur Post. Hier fand ich einen Brief von Fedja vor. Mit unruhigen Gefühlen entsiegelte ich ihn, in der Annahme, er teile mir mit, dass er alles verspielt habe. (...) So wohl mir nach dem ersten Brief ums Herz war, so große Unzufriedenheit tauchte nach diesem Brief in meiner Seele auf, so dass mich Fedjas Schreiben nicht einmal freute. Das kam daher, weil ich Fedja selbst und nicht den Brief erwartete (...) jedenfalls machte all das einen so unangenehmen Eindruck auf mich, dass ich beinahe in Tränen ausgebrochen wäre, obwohl aus diesem Brief seine Liebe zu mir deutlich spürbar war. (...), so unerträglich traurig war mir zumute. Auch belastete mich der Gedanke, dass es keine ganz ehrliche Sache war - aber es war besser, wenn man diese Gefühle nicht genauer untersuchte.

Montag, den 8./20. Mai 1867

Heute morgen stand ich auf, zog mich rasch und fröhlich an, um zur Bahn zu gehen. Der Tag war wunderbar, ich ging über die Terrasse und kam gegen halb zwölf dort an, noch rechtzeitig zum Berliner Zug. Dann wartete ich auf den Zug aus Leipzig. (...) Doch dann kam der Zug, aber Fedja war nicht dabei. (...) Schließlich kam ich zur Post und bekam einen Brief von Fedja, (...) Fedja schrieb, dass er fast alles verspielt hatte, und Mama schickte nur 35 Rubel. Das erbitterte mich sehr, ich ging nach Hause und weinte. Ich weinte lange und viel, aber dann schrieb ich an Fedja und bat ihn, doch eher zurückzukommen, und brachte den Brief noch zur Post. Zugleich schrieb ich auch an Mama und bat sie, insgeheim meine Pelzsaloppe zu verpfänden und das Geld zu schicken. Beim Schreiben dieser Briefe war ich in große Aufregung geraten, schrecklich, wie schwer mir ums Herz war. (...) Dann wusste ich nicht, wohin ich gehen sollte. Wie gewöhnlich aß ich nicht zu Mittag, sondern ging ins Café Francais und trank eine Tasse Kaffee.

Dienstag, 9./21. Mai 1867

(...) Da kamen mir lauter Wagen entgegen, mit Reisenden überfüllt. Ich sah sie genau an, weil ich hoffte, Fedja unter ihnen zu finden. (...) Von dort ging ich zur Post, erhielt einen Brief und war sehr erbittert - wieder Verluste. Aber was sollte man tun? (...)

Mittwoch, den 10. Mai/22. Mai 1867

(...) Ich brachte die Briefe zur Post und ging zum Bahnhof. Aber auch diesesmal hatte ich mich getäuscht. Er kam nicht. (...) Unterwegs machte ich mich auf den Inhalt des Briefes gefasst, nämlich, dass wieder alles verspielt war und ich Geld schicken musste, so dass es mich dann gar nicht erstaunte. (...) mir war alles egal, was dort vorging. Ich sah auf die Uhr und rechnete aus, in wie viel Stunden Fedja kommen würde. Es stellte sich heraus, dass es noch vierzig Stunden und zwanzig Minuten waren, dann verkürzte sich die Zeit immer mehr. Ich war sehr böse auf die Uhr, die so langsam ging und nicht anzeigte, dass es besser sei, jetzt nach Hause zu gehen. (...) Tränenüberströmt wachte ich auf, ich sah - es war erst acht Uhr (achtundzwanzig Stunden bis zu Fedjas Ankunft).

Da Dostojewskij offensichtlich schon mehrmals erlebt hatte, dass er kaum fähig war, sein Limit einzuhalten, hatte er ihr die Geldverwaltung überlassen. Dieser Selbstschutz, der für Glücksspielsüchtige sehr empfehlenswert ist, ist allerdings als Notbremse nicht immer wirksam. – Um ein Missverständnis zu vermeiden: Anna scheint nicht ein „gefügiges Frauchen“ gewesen zu sein, sie konnte sich offenbar auch recht resolut ihrem Mann gegenüber verhalten. Sie wollte jedoch seinen Willen akzeptieren, nicht dominieren. Erst relativ spät (s.u.) bremste sie seine Ausgaben für das Glücksspielen stärker.

Donnerstag, den 11./23. Mai 1867

(...) Dann ging ich zur Post. Schon im voraus ahnte ich, dass mich eine noch schlechtere Nachricht erwartete. Ich ging sehr langsam, nahm meinen Brief in Empfang, las ihn und erfuhr, dass Fedja offenbar noch gerne länger bleiben und weiterspielen wollte. Ich schrieb ihm sogleich, er solle ruhig dort bleiben; ich behauptete sogar, dass ich ihn nicht vor Montag oder Dienstag erwarten würde. Ich vermute, er wird noch bleiben. Was tun? Offenbar muss das so sein. Wenn er nur dann von dieser dummen Idee, dem Gewinn nachzujagen, ablässt! Ich war sehr niedergeschlagen. (...)

Freitag, den 12./24. Mai 1867

Morgens stand ich früh auf, weil ich glaubte, Fedja käme heute; (...Auf der Post erhielt sie einen Brief von ihm.) Er schreibt, er habe meinen Brief erhalten, aber noch nicht das von der Bank geschickte Geld, deshalb könne er noch nicht abreisen. Ich glaube, dass das nicht stimmt und dass es nur ein Vorwand ist, um länger dort zu bleiben. Er schrieb mir einen merkwürdigen Brief, in dem er über schreckliche Zahnschmerzen klagt und bittet, ich möge mich noch ein wenig gedulden. Nun, was soll ich machen? Ich schrieb ihm, wenn es denn sein sollte, so möge er dort noch länger bleiben. (...)

Samstag, den 13./25. Mai 1867

(...) Um zwölf Uhr ging ich zum Bahnhof, aber Fedja kam nicht. (...)

Sonntag, den 14./26. Mai 1867

(...) Auf der Post erhielt ich einen Brief, in dem Fedja versprach, morgen zu kommen. (...)

Montag, den 15./27. Mai 1867

(...) Der Zug kam, aber Fedja stieg nicht aus. Mir war sehr traurig zumute, ich ging wieder weg und schluchzte die ganze Zeit unterwegs, sodass mich die Deutschen sehr aufmerksam ansahen. (...) Aber auch mit dem Zug 15.45 Uhr kam er nicht. Ich beschloss, noch auf den Zug um sechs Uhr abends zu warten. (...) Ich hatte schon alle Hoffnung verloren, Fedja heute zu sehen, als er plötzlich in der Ferne auftauchte. Ich traute zunächst meinen Augen nicht, dann stürzte ich zu ihm und war so froh, so froh, so glücklich! Er sah ein wenig verändert und mitgenommen aus. (...)

Unterwegs erzählte mir Fedja von seinem Pech. Ich bedauerte ihn sehr wegen seines Misserfolgs, war aber trotzdem schrecklich glücklich, weil er doch endlich bei mir war. (...) Ich konnte mich an meinem Fedja nicht satt sehen und war unendlich glücklich.

Dienstag, den 16./28. Mai 1867

Heute sind wir ziemlich spät aufgewacht. Wir haben jetzt keine Uhr, sie ist in Homburg geblieben, und deshalb wissen wir überhaupt nicht, wie spät es ist. (...)

Donnerstag, den 18./30. Mai 1867

(...) Als wir zu Hause ankamen, waren wir schon wieder am Streiten. Heute vergeht kaum eine Stunde, wo wir nicht streiten, es ist schon ärgerlich, wie weit es gekommen ist. Ich kann einfach nicht mit ihm sprechen, weil er dann schreit, und ich bin es wirklich leid, ständig Vorhaltungen zu bekommen.

Freitag, den 19./31. Mai 1867

(...) Nach dem Essen fingen wir wegen einer Nichtigkeit wieder an zu streiten. Fedja schrie mich an, (...) aber mir wurde so traurig zumute, weil er kein Wort mehr sprach, (...)

Dostojewskij neigte ohnehin zu Gereiztheit und Dysphorie (Missmut). Nach epileptischen Anfällen war seine Gereiztheit besonders ausgeprägt. In diesen Tagen jedoch ist seine Gereiztheit als Glücksspielbedingte (psychische) Entzugserscheinung aufzufassen. Psychische bzw. psychovegative Entzugserscheinungen treten bei allen Suchtformen auf, auch bei den - nicht substanzbedingten – Formen der Verhaltenssucht.

Anfang Juni 1867 bemerkte Anna Dostojewskij, dass sie schwanger geworden ist, worüber beide sich sehr freuten.

Es ist sicherlich eine übermenschliche und bewundernswerte Leistung von Anna, dass sie ihn nicht beschimpfte, sondern tröstete. In der Praxis zeigt es sich immer wieder: die Frauen der süchtigen Glücksspieler leiden noch viel mehr als die Spieler, die sich ja immer wieder durch das Glücksspielen betäuben können.

D. hingegen verwertet seine negativen Erfahrungen mit dem Roulette dysfunktional: nur scheinbar nimmt er die Schuld auf sich, vielmehr sucht er die „Schuld“ für seine Misserfolge bei den anderen. Und er plant schon wieder eine Reise in die nächste „Roulettstadt“: nämlich zwei Wochen in Baden-Baden. Friedfertig, wie Anna ist, lässt sie sich überzeugen.

Aus Homburg schrieb Dostojewskij nach Dresden an seine Frau relativ oft. Aus diesen Briefen jetzt einige Auszüge aus den meist relativ langen Briefen

Homburg, Freitag, 17. Mai 1867

Sei gegrüßt, mein lieber Engel,

ich umarme Dich und küsse Dich ganz fest. Die ganze Reise über habe ich an Dich gedacht.

*Soeben bin ich angekommen. Jetzt ist es ½12. (...) Der Kopf schmerzte, und alles ging mir auf die Nerven. Immerzu dachte ich an Dich und fragte mich: Warum habe ich meine Anja verlassen? Ich erinnerte mich an Dich, an jede Regung Deiner Seele, jede Faser Deines Herzens, so, wie Du die ganze Zeit über warst, angefangen von Oktober, und begriff, dass ich einen so vollkommenen, lautereren, stillen, sanften, schönen, unschuldigen und an mich glaubenden Engel wie Dich gar nicht verdiene. Wie konnte ich Dich nur verlassen? Warum fahre ich? Wohin fahre ich? Gott hat Dich mir anvertraut, damit nichts von den Keimen und Reichtümern Deiner Seele und Deines Herzens verloren geht, sondern alles reich und üppig gedeiht und erblüht; er gab Dich mir, damit ich meine schweren Sünden durch Dich sühne, indem ich Dich Gott darbiere - gebildet, orientiert, bewahrt, gerettet vor allem, was niedrig ist und den Geist abtötet; ich aber kann (obwohl mir dieser Gedanke ständig auch vorher gekommen war, besonders beim Beten), ich aber kann Dich mit so charakterlosen, unvernünftigen Sachen wie dieser meiner dummen Reise hierher selber kopfscheu machen. Schrecklich traurig war mir gestern zumute. So hätte ich Dich wohl auch umarmt, wenn Du bei mir gewesen wärest, aber umgekehrt bin ich nicht, obgleich mir der Gedanke kam. (...). Eine Dummheit begehe ich, eine Dummheit, und vor allem eine Schlechtigkeit, und schwach bin ich, aber hier ist eine winzige Chance und ... **Doch hol's der Teufel, ich höre auf!***

(...) - und nun bin ich hier, im Hotel Victoria. Das Zimmer kostet fünf Franken den Tag - offensichtlich sind es Gauner. Doch ich werde zwei Tage, allerhöchstens drei bleiben. Anders geht es nicht - selbst wenn ich Erfolg haben sollte.

Warum hast Du denn geweint, Anja, Liebling, als Du mich begleitetest? Schreibe mir hierher, mein Täubchen. (...)

Anja, mein Licht, meine Sonne, ich liebe Dich! Während dieser Trennung jetzt wird man alles fühlen und empfinden und selbst erkennen, wie stark man liebt. Nein, Du und ich, wir werden bereits eins.

Beruhige mich, vielleicht finde ich morgen einen Brief von Dir, kann sein, dass Du meinen auch morgen erhältst. (...)

Leb wohl, meine Freude, leb wohl, mein Licht. Meine Nerven sind etwas angegriffen, aber ich bin gesund und nicht allzu müde. Und wie geht es Dir?

Ganz der Deine, ich küsse Dich unzählige Male.

Dein Dich liebender Dostojewskij

Man gewinnt hat den Eindruck, dass ihm Anna ohne Zweifel sehr wichtig ist, das Roulettespiel aber doch noch deutlich wichtiger. Noch ist er zeitweilig fähig zur rational bedingten Distanzierung vom Roulette. Man darf erfahrungsgemäß davon ausgehen, dass sein Versprechen oder Vorsatz „jetzt werde ich nicht mehr spielen“ im Moment weitgehend ernst gemeint ist.

Homburg, Sonnabend, 18. Mai 1867, 10 Uhr morgens

Ich grüße Dich, mein Engel Anja, (...) Die ganze Nacht habe ich von Dir geträumt und (...) Doch zur Sache.

(...) Am liebsten hätte ich gestern den ganzen Tag geschlafen. Aber da war das Spiel, von dem ich mich nicht losreißen konnte; Du kannst Dir vorstellen, wie aufgereggt ich war. Denk Dir: Ich hatte schon am Morgen angefangen zu spielen und gegen Mittag 16 Imperial verloren. Geblieben waren nur noch 12 und einige Taler. Nach dem Mittagessen ging ich mit dem Vorsatz hin, äußerst vernünftig zu sein, und habe Gott sei Dank alle 16 verspielten zurück und darüber hinaus 100 Gulden hinzugewonnen. Und ich hätte 300 gewinnen können, sie waren schon in meinen Händen, aber ich riskierte zu viel und habe sie vertan. Das ist meine endgültige Beobachtung, Anja: Wenn man vernünftig ist, d.h. wie aus Marmor, kalt und unmenschlich vorsichtig, kann man ganz gewiss, ohne jeden Zweifel, gewinnen, soviel man will. Aber man muss lange Zeit spielen, viele Tage, muss sich mit wenigem begnügen, wenn es nicht läuft, und darf sich nicht gewaltsam auf eine Chance stürzen. (...) Kurz, ich werde mich bemühen, unmenschliche Kraft aufzubieten, um vernünftiger zu sein, aber andererseits bin ich einfach nicht imstande, noch mehrere Tage hier zu bleiben. Ohne Übertreibung, Anja: Mir ist all das so zuwider, d.h. schrecklich, dass ich am liebsten wegliefe, und wenn ich dann noch an Dich denke, drängt mein ganzes Wesen zu Dir.

Ach Anja, ich brauche Dich, ich habe es gespürt! Wenn ich an Dein heiteres Lächeln denke, die freudige Wärme, die sich in Deiner Gegenwart in mein Herz ergießt, dann zieht es mich unwiderstehlich zu Dir. Anja, Du siehst mich gewöhnlich mürrisch, düster und launisch: das ist nur äußerlich; so war ich stets, vom Schicksal gebrochen und verdorben, innen aber ist es anders, glaube es mir! (...)

Leb wohl, meine Freude.

Ewig Dein F. Dostojewskij

Wenn Du aus irgendeinem Grunde einmal keinen Brief von mir bekommst, beunruhige Dich nicht. Am nächsten Tag erhältst Du einen. Doch ich denke, das wird nicht eintreten.

D. spielt – das wird aus diesem Brief deutlich – immer noch in der Überzeugung, letztlich doch einen großen Gewinn erzielen zu können. „Die einzige Möglichkeit, mit einer kleinen Summe das Casino zu verlassen, ist, mit einer großen Summe hinein zu gehen.“ (Füchtenschnieder 2005)

Zu seiner „Beobachtung“, wenn man vernünftig sei, „d.h. wie aus Marmor, kalt und unmenschlich vorsichtig“, könne man ganz gewiss, ohne jeden Zweifel, gewinnen, soviel man will: Casino-Mitarbeiter behaupten dies, aus nahe liegenden Gründen.

Homburg, Sonntag, 19. Mai 1867 10 Uhr morgens

Ich grüße Dich, mein lieber, teurer Engel. Ich schreibe Dir wie jeden Tag ein paar Zeilen. Vor allem über das Geschäftliche.

Der gestrige Tag war für mich miserabel. Ich habe allzuviel (relativ gesehen) verloren. Was ist zu tun: Ich mit meinen Nerven darf nicht spielen, mein Engel. Etwa zehn Stunden

habe ich gespielt und am Ende verloren. Es lief den ganzen Tag sehr schlecht, ich war zwar am Gewinnen, aber da wendete sich das Glück - ich erzähle alles, wenn ich komme. Jetzt will ich mit dem Rest (sehr wenig, ein Tröpfchen) heute einen letzten Versuch machen. Der heutige Tag wird alles entscheiden, d.h., ob ich morgen zu Dir fahre oder noch bleibe. Morgen gebe ich Dir auf jeden Fall Bescheid. Ich möchte nicht gern die Uhr versetzen. Jetzt bin ich sehr knapp bei Kasse. Wie's kommt, kommt's. Ich werde mich bis zum Äußersten anstrengen. Siehst Du: meine Anstrengungen haben jedesmal Erfolg, wenn ich kaltblütig und berechnend genug bleibe, um mein System zu verfolgen; aber kaum fange ich an zu gewinnen, gehe ich gleich Risiken ein; ich kann mich nicht beherrschen; nun, was wird der letzte heutige Versuch bringen? Wenn es nur bald soweit wäre!

(...) Hier könnte man leben, wenn das verdammte Roulett nicht wäre.

Leb wohl, mein Engel, mein stiller, lieber, sanfter Engel, liebe mich. (...). Nun leb wohl, meine Freude; ich küsse Dich tausendmal. Denke an mich. Wünsche mir Glück, der heutige Tag wird alles entscheiden. Wenn es nur bald soweit wäre! Rege Dich nicht auf und beunruhige Dich nicht zu sehr. Ich umarme Dich. (...)

D. schreibt: „Hier könnte man leben, wenn das verdammte Roulette nicht wäre.“ Es wird deutlich: viel Spaß bereitet ihm das Glücksspiel eigentlich nicht, es ist für ihn kein Freizeitvergnügen (was es angeblich sein soll), sondern eher eine Qual, wie eine lästige und anstrengende Arbeit, die man erledigen muss.

Homburg, Montag, 20. Mai 1867, 10 Uhr morgens

Ich grüße Dich, meine Liebe, Teure, Einzige; mein Schatz und meine Freude. Mein lieber Freund, der gestrige Tag hat wiederum nichts entschieden (...) Meine Liebe, wirst Du mir je verzeihen, dass ich Dich so quäle, Dich verlassen habe und nicht komme! (...)

Gestern aber war ein entschieden grässlicher und schlechter Tag. Alles ist so stumpfsinnig, dumm und niedrig. Trotzdem kann ich mich von meiner Idee nicht losreißen, d.h. alles stehen und liegen lassen und zu Dir kommen. Jetzt ist das vorerst auch fast unmöglich, d.h. im Augenblick. Was wird der morgige Tag bringen? Du wirst es nicht glauben: Ich habe gestern alles verspielt, bis zur letzten Kopeke, bis zum letzten Gulden, und deshalb wollte ich Dir möglichst schnell schreiben, damit Du mir Geld für die Fahrt schickst. Da fiel mir die Uhr ein, und ich ging zum Uhrmacher, um sie zu verkaufen oder zu versetzen. Hier ist so etwas gang und gäbe, d.h. in einer Stadt mit Spielbank. Es gibt ganze Gold- und Silberwarengeschäfte, die sich nur damit befassen. (...) Und stell Dir vor, für dieses Geld habe ich gewonnen, und heute gehe ich sofort die Uhr einlösen. Danach bleiben mir 16 Friedrichsdor. (...)

PS: (,,) Du wirst es nicht glauben: Ich habe gestern alles verspielt, bis zur letzten Kopeke. (...)“

D. habe seine Uhr versetzt, um Geld für die Heimfahrt zu haben, habe damit dann aber wieder gespielt und einiges zurückgewonnen. Doch noch bevor er seinen Brief abschickte, ging er wieder ins Casino und verspielte alles, sodass er kein Geld mehr für die Heimfahrt hatte, zudem war seine Uhr verspielt.

Er schwankt zwischen dem Drang zum Glücksspielen und der Sehnsucht nach seiner Frau hin und her. Doch das Glücksspielen ist stärker. Man erinnert sich an das russische Sprichwort „Die Hoffnung (auf das große Glück) stirbt zuletzt!“

Homburg, Dienstag, 21. Mai 1867, 10 Uhr morgens

Mein lieber Engel, (...) ich beschloss, wenn morgen, d.h. heute, kein Brief von Dir kommt, unverzüglich zu Dir zu fahren. Aber wovon? Da kehrte ich um und versetzte erneut die Uhr (die ich auf dem Weg zur Post hatte einlösen können), verpfändete sie demselben wie vorgestern, (...) Ich muss fahren, habe aber kein Geld. Auch das Pfandgeld für die Uhr ist fast verspielt, ich besitze jetzt ganze fünfundzwanzig Florin, aber ich muss die Hotelrechnung begleichen, muss die Fahrt bezahlen. Herrgott! Jetzt sind fast alle meine gestrigen Ängste wieder da.

Wenn Du nicht krank bist und alles seine Ordnung hat, dann, mein Freund, befrage Dich nach Erhalt dieses Briefes sogleich und schnellstens mit meinen Angelegenheiten. Hör zu: Das Spiel ist aus, ich möchte schnellstens zurückkommen; schicke mir doch umgehend,

sofort wenn Du diesen Brief bekommst, zwanzig (20) Imperial. Umgehend, am selben Tag, in derselben Minute, wenn möglich. Verliere keinen Augenblick. Das ist meine größte Bitte. Erstens muss ich die Uhr einlösen (sie kann doch nicht für 65 Gulden verloren sein), dann im Hotel bezahlen, dann die Fahrt, was übrigbleibt, bringe ich alles mit, beunruhige Dich nicht, jetzt werde ich nicht mehr spielen. Vor allem aber, schicke es umgehend. Morgen oder übermorgen geben sie mir im Hotel die Rechnung, und wenn dann noch kein Geld von Dir da ist, muss ich zum Wirt gehen und mich entschuldigen, und der wird vielleicht zur Polizei laufen: Erlöse mich von dieser Qual, d.h., schicke es möglichst schnell ab.

Homburg, Mittwoch, 22. Mai 1867, 10 Uhr morgens

Ich grüße Dich, mein lieber Engel! (...) Nachdem ich den Brief mit der Bitte, Geld zu schicken, an Dich abgesandt hatte, ging ich in den Spielsaal; in meiner Tasche hatte ich alles in allem noch zwanzig Gulden (für alle Fälle), und ich riskierte zehn Gulden. Ich unternahm eine fast übernatürliche Anstrengung, um eine ganze Stunde ruhig und berechnend zu sein, und es endete damit, dass ich dreißig Goldfriedrichsdor, d.h. 300 Gulden, gewann. Ich war so froh und wollte so schrecklich, irrsinnig gern heute noch möglichst schnell alles beenden, wenigstens noch doppelt soviel gewinnen und unverzüglich von hier abreisen, dass ich mich, ohne erst auszuruhen und mich zu besinnen, auf das Roulett stürzte, das Gold zu setzen begann und alles, alles verspielt habe, bis zur letzten Kopeke, d.h., mir blieben nur zwei Gulden für Tabak. Anja, Liebe, meine Freude! Begreife, ich habe Schulden, die ich bezahlen muss, und man wird mich einen Schuft nennen. Begreife, ich werde an Katkow schreiben und in Dresden bleiben müssen. Ich musste gewinnen! Unbedingt! Ich spiele nicht zu meinem Vergnügen. (...)

Er glaubt immer noch, er könne einen großen Gewinn erzielen, mit dem er seine Schulden begleichen könne. Einerseits ist dies ein schon fast religionsartiger Glaube, andererseits – so paradox es auch wirkt – ist wegen des Zufallsprinzips ein großer Gewinn nicht total ausgeschlossen, wenngleich die Wahrscheinlichkeit extrem minimal ist.

Homburg, 24. Mai 1867

Anja, Liebe, mein Freund, meine Frau, verzeih mir, nenne mich nicht Schuft! Ich habe ein Verbrechen begangen, ich habe alles verspielt, was Du mir geschickt hast, alles, alles bis auf den letzten Kreuzer, gestern habe ich es bekommen und gestern verspielt! Anja, wie soll ich Dir jetzt in die Augen sehen, was wirst Du jetzt sagen! Eines, und nur eines entsetzt mich: Was wirst Du sagen, was von mir denken? Einzig Dein Urteil ist schrecklich für mich! Kannst Du, wirst Du mich jetzt noch achten! Was aber ist Liebe ohne Achtung! Geriete doch damit unsere ganze Ehe ins Wanken. Oh mein Freund, verurteile mich nicht endgültig! Das Spiel ist mir verhasst, nicht erst jetzt, schon gestern, vorgestern, ich habe es verflucht.

*Als ich gestern das Geld erhalten und das Billett eingewechselt hatte, ging ich mit dem Gedanken hin, wenigstens etwas zurückzugewinnen, unsere Mittel wenigstens ein bisschen aufzubessern. Ich habe so fest an einen kleinen Gewinn geglaubt. Zuerst verlor ich nur wenig, doch als ich dann immer wieder verlor, **wollte ich es zurückgewinnen**, und als ich noch mehr verspielt hatte, spielte ich schon notgedrungen weiter, um wenigstens das für die Abreise erforderliche Geld zurückzubekommen, und - habe alles verloren. (...) Anja, wenn ich nur Deine Liebe nicht verliere! Bei unseren ohnehin erbärmlichen Verhältnissen habe ich für diese Reise nach Homburg über 1000 Franken, an die 350 Rubel, vergeudet und verspielt! Das ist ein Verbrechen.*

(...) Gleich nach Erhalt dieses Briefes schicke zehn Imperial, (...). Kurz gesagt, genauso wie das vorige Mal. Zehn Imperial, d.h. reichlich 90 Gulden, um nur die Rechnung und die Heimfahrt zu bezahlen. (...) Lass es Dir ja nicht einfallen, wenn Du mir nicht traust, selbst herzukommen. Dieses Misstrauen, ich könnte nicht kommen, würde mich töten. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, dass ich sofort losfahre, mag sein, was will, selbst bei Regen und Kälte. Ich umarme und küsse Dich. Was denkst Du jetzt von mir? Ach, wenn ich Dich sehen könnte in dem Augenblick, da Du diesen Brief liest!

Nachdem er immer wieder seine Versprechen gebrochen hat, kann man ihm kaum mehr glauben. Doch das Verhalten eines Suchtkranken ist schlecht berechenbar, keinesfalls darf man davon ausgehen, seine Vorsätze seien im Moment des Aussprechens nicht ernst

gemeint seien. Auf jeden Fall ist zwar Misstrauen, jedoch kein grundsätzlicher Pessimismus angebracht.

Bei einer Sucht ist zur grundsätzlichen Verhaltensänderung notwendig, dass sich viele negative Erfahrungen aufsummiert haben und einen „Leidensdruck“ erzeugen. Irgendwann schafft fast jeder Suchtkranke den Absprung in die Suchtmittelfreiheit („Abstinenz“), wenn es noch nicht endgültig zu spät dafür ist. Dostojewskij jedenfalls hat es diesmal geschafft, aufzuhören, was allerdings nicht bedeutet, dass er mit Sicherheit nie wieder rückfällig wird.

Glücksspielsucht führt zu folgenden psychosozialen Problemen:

- Zur Verarmung, da die süchtig gewordenen Glücksspieler alles verfügbare Geld einsetzen.
- Zur Verschuldung, da die süchtig gewordenen Glücksspieler sich überall Geld leihen, um weiterspielen zu können. Oft verlieren Spieler ihre Wohnung, nachdem sie mehrmals das Geld für ihre Miete verspielt hatten.
- Zur Zerrüttung von Partnerschaft und Familie, auch wegen der Ausreden und Lügen der Spieler. Auch bei an sich guten Partnerschaften ist für den süchtig gewordenen Glücksspieler sein Glücksspielen wichtiger geworden.
- Zu Unkonzentriertheit, Erschöpfung, Motivationsverlust und Leistungsmängeln am Arbeitsplatz und oft zum Arbeitsplatzverlust. Viele Glücksspieler geben an, dass sie bei ihrer Arbeit mehr an das Glücksspiel gedacht hätten oder sogar während der Arbeitszeit in der Spielhalle oder im Casino gewesen seien.
- Zu suizidalen Krisen.
- Zu Beschaffungsdelinquenz. Diese ist typisch für teure Suchtformen.

Bei Beschaffungsdelinquenz von Glücksspielsüchtigen wird häufig die Strafe nicht – wie in der Regel bei Drogensüchtigen – nach § 21 StGB u.ä. gemildert, sodass ein erheblicher Teil der Glücksspielsüchtigen im Gefängnis landen. Dadurch werden ihre ohnehin schon schwer belasteten Familien auch noch mitbestraft.

Immer noch werden trotz allem von den verantwortlichen Politikern die Partikularinteressen der Glücksspielanbieter stark bevorzugt, angeblich aus finanz- und wirtschaftspolitischen Gründen, jedoch zum Nachteil der gesundheits- und sozialpolitischen Aspekte. Der Verbraucherschutz wird kaum noch realisiert. Für das Gemeinwohl ist eine Abrüstung auf dem Glücksspiel-Markt zur Schadensreduktion dringend notwendig.

Dostojewskij und seine Frau in Baden-Baden

Nachdem Ende Juni 1867 eine größere Geldsendung eingetroffen war, konnten sie Dresden verlassen und nach Baden-Baden weiterreisen. Dort blieben sie beinahe sechs Wochen, länger als geplant.

Sein Motiv: sowohl in einem Casino-Ort (mit seinen Worten: „in einer Roulettstadt“) als auch mit ihr zusammen zu sein. In Baden-Baden bekommt Anna nun unmittelbar mit, wie Dostojewskij spielt. Bei den vorherigen Spielerlebnissen war Dostojewskij allein. Nach Baden-Baden fuhren damals auch andere berühmte russische Schriftsteller: Gogol, Tolstoi, Turgenjew, Gontscharow.

Aus Annas „Lebenserinnerungen“:

„(...) Als wir endlich beschlossen hatten, nach Eintreffen des Geldes Baden-Baden aufzusuchen, beruhigte sich F. M. sichtlich und widmete sich der letzten Ausfeilung und Beendigung seiner Arbeit, die ihm bisher nicht hatte gelingen wollen.“

Über das Roulette-Spiel ihres Mannes während der sechs Wochen im Sommer 1867 in Baden-Baden berichtet Anna Dostojewskij in ihren im Alter verfassten „Lebenserinnerungen“:

„Ende Juni erhielten wir von der Redaktion des „Russki Wjesmik“ Geld und machten uns sofort reisefertig. Ich verließ Dresden, wo ich so gut und glücklich gelebt hatte, mit aufrichtigem Bedauern und ahnte dunkel, dass sich unter den neuen Umständen vieles ändern würde. Meine Vorahnungen bestätigten sich: Wenn ich an die in Baden-Baden verbrachten fünf Wochen zurückdenke und die Aufzeichnungen in meinem Stenogramm-Tagebuch noch einmal lese, gewinne ich die Überzeugung, dass dies etwas Furchtbares war, das meinen Mann ganz in seine Gewalt gebracht hat und ihn nicht aus seinen schweren Ketten entließ.“

(...) *Wir hatten verhältnismäßig wenig Geld und keinerlei Möglichkeit, im Falle eines Misserfolgs welches zu bekommen. Innerhalb einer knappen Woche hatte Fjodor Michailowitsch alles Bargeld verspielt, und nun begannen die Aufregungen, woher neues beschaffen, um weiterspielen zu können. Man musste Sachen versetzen. Aber auch jetzt konnte mein Mann nicht an sich halten und verspielte mitunter alles, was er soeben für einen versetzten Gegenstand erhalten hatte. Bisweilen verspielte er beinahe den letzten Taler, plötzlich war das Glück wieder auf seiner Seite, und er brachte einige Dutzend Friedrichsdor nach Hause. Ich erinnere mich, wie er einmal eine prall gefüllte Geldbörse brachte, in der ich zweihundertzweölf Friedrichsdor (jeder zwanzig Taler wert) zählte, das heißt, etwa viertausenddreihundert Taler. Doch dieses Geld blieb nicht lange in unseren Händen. Fjodor Michailowitsch konnte sich nicht beherrschen: Er hatte sich nach der Aufregung des Spiels noch nicht beruhigt, als er zwanzig Geldstücke nahm und sie verspielte, die nächsten zwanzig holte, sie auch verspielte, und so verlor er im Laufe von zwei, drei Stunden, in denen er mehrere Male Geld holte, schließlich alles wieder. Erneut folgten Verpfändungen, aber da wir wenig wertvolle Dinge besaßen, versiegten diese Quellen bald. Indessen wuchsen die Schulden und wurden spürbar, da wir bei der Wohnungswirtin Schulden machen mussten, einer zänkischen Frau, die, als sie uns in Schwierigkeiten sah, sich nicht genierte, uns gegenüber nachlässig zu werden und uns verschiedener Bequemlichkeiten zu berauben, auf die wir laut Vereinbarung Anspruch hatten. Briefe an meine Mutter wurden geschrieben, mit brennender Ungeduld warteten wir auf Geldsendungen, doch dieses Geld ging am selben oder am nächsten Tag beim Spiel drauf. Wir waren allenfalls dazu gekommen, einen Teil der dringendsten Schulden (für Wohnung, Mittagessen und anderes) zu bezahlen, saßen wieder ohne Geld da und grübelten, was wir unternehmen könnten, um einen gewissen Betrag zu erhalten, die Schulden zu begleichen und, ohne noch an Gewinn zu denken, endlich dieser Hölle zu entrinnen.*

(...) *Einige Zeit nach unseren anfänglichen Verlusten und Aufregungen hatte ich die feste Überzeugung gewonnen, dass Fjodor Michailowitsch nie gewinnen werde, das heißt vielleicht schon gewinnen, möglicherweise sogar eine große Summe, diese Summe jedoch am selben Tag (oder spätestens am nächsten) verspielt sein wird und keinerlei Bitten, Überzeugungsversuche, Beschwörungen meinerseits, nicht zum Roulette zu gehen, das Spiel nicht fortzusetzen, ihn davon abbringen werden.*

Wesentlich mehr über die Zeit in Baden-Baden schrieb Anna – sie litt damals unter Schwangerschaftsbeschwerden, insbesondere an Übelkeit und Erbrechen - in ihrem in Ste-nografie geführten Tagebuch. Dies ist ein erschütterndes Dokument, aus dem sich unmittelbar und eindringlich miterleben lässt, wie ein süchtig gewordener Mensch seiner Sucht total ausgeliefert ist und wie sehr seine Nächsten leiden, hier seine junge Frau. Dostojewskij kam offensichtlich nicht los vom Roulette, trotz aller schlechten Erfahrungen, trotz aller bestimmt ehrlich gemeinten Vorsätze. Anna war dementsprechend froh, als sie endlich Baden-Baden wieder verließen und abreisten.

Aus ihrem Tagebuch, gekürzt:

„Freitag, den 23. Juni/15. Juli 1867

(...) *Wir tranken Tee und Kaffee, Fedja ging zum Spielcasino und nahm 15 Goldstücke und einige Taler mit. Aber er versprach, heute noch nicht zu spielen und vor allem nicht alles zu setzen. Ich blieb allein, begann meine Kleider auszupacken, (...)*

Ich war sehr schlechter Stimmung, traurig, ich weiß nicht einmal, warum, einfach zum Ver-rücktwerden. (...) So vergingen drei Stunden, dann kam Fedja. Er hatte alles verspielt, was er mitgenommen hatte. Uns blieben noch genau 50 Goldstücke. Noch konnten wir leben. Ich zog mich an, und wir gingen zusammen zum Spielcasino, einem ziemlich großen Gebäude mit einem wunderschönen großen Saal in der Mitte und zwei Seitensälen. Es wird Conversationshaus genannt. Endlich sehe ich einmal das Roulette, dachte ich, als ich den Saal betrat. Ich habe es mir allerdings wesentlich großartiger vorgestellt, als es sich mir jetzt präsentierte. An einem großen Tisch, in dessen Mitte sich das eigentliche Roulette befindet, sitzen sechs Croupiers, zwei an jeder Seite des Tisches, die das Geld ausgeben, und je einer am Ende des Tisches. (...) Dann gingen wir noch einmal in den Spielsaal. Das Glück schwankte lange, aber gegen zehn Uhr gingen wir doch mit einem Gewinn von 5 Franken

nach Hause. Dieses Geld wurde wieder in die Socke getan. Nachdem Fedja mich nach Hause begleitet hatte, ging er nochmals zum Roulettespiel. Aber nach einiger Zeit kehrte er heim und sagte, er habe alle fünf Goldstücke verspielt, und bat mich, ihm die sieben zu geben, die in der Socke waren. Außerdem bat er mich, den Tee zu bestellen, denn er wollte bald zurückkehren. Und wirklich, noch war keine halbe Stunde vergangen, als er heimkehrte und sagte, er habe alles verspielt. (...) Fedja ist verzweifelt. Aber was soll man machen. Wir haben noch 45 Goldstücke.“

Samstag, den 24. Juni/6. Juli 1867

(...) Er war furchtbar verstört. Mir war sofort klar, dass er wohl die 10 Goldstücke verspielt hatte. So war es auch. Ich beschwor ihn, nicht gleich zu verzweifeln, und fragte, ob ich ihm noch mehr Geld geben sollte. Er bat mich um weitere 5, die ich ihm sofort gab. Er dankte mir überschwänglich, als ob ich ihm eine Wohltat erwiesen hätte. (...)

Er versprach mir, so bald wie möglich zurückzukommen und verließ das Haus um vier Uhr; es wurde fünf, sechs, sieben Uhr, und er kam nicht. Das begann mich stark zu beunruhigen. (...), aber es wurde neun, zehn Uhr, und er war immer noch nicht zurück. Ich stellte mir vor, er habe wahrscheinlich im Spielsaal einen Anfall gehabt und sei nicht in der Lage zu sagen, wo er wohne. (...) Aber um elf Uhr kam Fedja und war ganz verstört. Er sagte mir, dass er sich die letzten drei Stunden ganz stark zu mir hingezogen gefühlt und einfach nicht gewusst habe, was er tun solle, weil er sich nicht vom Spiel losreißen könne; dass er mit seinem Geld an die vierhundert Franken gewonnen habe, dass er aber noch mehr habe gewinnen wollen und sich nicht rechtzeitig vom Spiel losgerissen habe. Das quälte ihn sehr. Ich versuchte ihn zu trösten und sagte, das habe nichts zu bedeuten, (...) Er war in furchtbarer Aufregung. Armer Fedja, wie leid tat er mir! (...)

Sonntag, den 25. Juni/7. Juli 1867

(...) Ich hatte noch 25 Goldstücke, aber Fedja hat sich heute wieder 5 genommen, so dass jetzt nur noch 20 übrig sind. (...) Als er fortgegangen war, wurde ich sehr traurig: Ich war überzeugt, dass er das Geld sofort verspielen würde. Mir war unerträglich traurig zumute, ich weinte sogar mehrmals, es war zum Verrücktwerden. Schließlich kam er, ich frage ihn ganz kaltblütig: „Verspielt?“ Er antwortete: „Ja“ und war furchtbar verzweifelt, aber ich tröstete ihn, und dann umarmte er mich fest und sagte mir voll Rührung, dass er mich liebe, dass ich eine wunderbare Frau und er meiner nicht würdig sei.

Dann bat er mich, ihm wieder Geld zu geben. Ich antwortete, heute würde ich ihm keines mehr geben, vielleicht morgen wieder, heute aber um keinen Preis, denn er würde es wahrscheinlich doch wieder verlieren. Doch er flehte mich an, ihm wenigstens zwei Goldstücke zu geben, damit er wieder spielen gehen und sich beruhigen könne. Mir blieb nichts anderes übrig, als sie ihm zu geben. Er bat mich, ihn nicht für einen Schuft zu halten, der mir das letzte Stückchen Brot nimmt, um es zu verspielen. Ich bemühte mich, ihn zu beruhigen, versicherte ihm, dass ich ihn keineswegs so einschätzte und er frei sei zu verspielen, soviel er wolle.

Fedja ging fort, und ich weinte bitterlich. Er kehrte bald zurück und eröffnete mir, er habe alles verloren, so dass uns nur noch 18 Goldstücke blieben. (...) Dann gingen wir in den Spielsaal. Hier begann Fedja zu spielen und verspielte alles, und als wir nach Hause kamen, beschlossen wir, morgen nach Genf zu reisen. (...) Dann begab sich Fedja wieder in den Spielsaal; ich blieb zu Haus und war erstaunlich ruhig. Ich dachte, soll er doch dieses Geld verspielen (ich hatte ja schon eingeplant, dass uns jetzt nur noch 12 Goldstücke blieben); dafür fahren wir morgen nach Genf. (...) Fedja kehrte bald vom Spielsaal zurück und brachte vierzig Taler mit, 15 von seinem Kapital, 25 hatte er dazu gewonnen, die wir gleich in die Socke taten. Er erzählte, er habe 50 gewonnen, aber dann 10 auf einmal auf die Mitte gesetzt, weil er glaubte, so mehr gewinnen zu können, und verloren. Ich freute mich, nicht so sehr über das Geld als über seine Entschlossenheit, das Spiel aufzugeben, sobald es ihm richtig erschien. (...) Fedja spielte heute sehr unglücklich, er verspielte alle 15 Taler. (...) Nachdem alles verspielt war, gingen Fedja und ich nach Hause.

Dadurch, dass ein Glücksspieler zwar meistens verliert, jedoch ab und zu auch eindrucksvoll gewinnt, wird seine Überzeugung verfestigt, er könne doch gewinnen, er sei Gewinner, in Wirklichkeit ist er Verlierer. Die Gewinne werden wesentlich stärker wahrgenommen als die Verluste, die rasch wieder vergessen werden – dies ist ebenfalls eine typische Psychofalle des Glücksspiels.

Montag, den 26. Juni/8. Juli 1867

Heute ist ein trauriger Tag. Ich bin so unglücklich wie noch nie, ich weiß einfach nicht, was ich tun soll. Heute hatten wir 12 Goldstücke und 25 Taler. Fedja nahm 15 Taler und ging damit spielen. (...) nachdem er dort 10 Taler zurückgewonnen hatte, kam er nach Hause, so dass wir noch 35 Taler hatten. Bald darauf hatte er sie wieder verspielt und bat mich um noch 15 Taler. Ich gab sie ihm, es blieben uns nur noch 4 Taler, weil der fünfte für das Mittagessen geplant war.

Nach dem Essen ging er wieder spielen, während ich auf der Post vergeblich nach Briefen fragte. (...) Fedja kehrte kurz nach mir heim; ganz bleich, weil er abermals verloren hatte. Auf sein Bitten hin gab ich ihm die letzten 4 Taler, war aber überzeugt, dass er sie wieder verlieren werde, ja, dass es unvermeidlich sei.

Nach etwa einer halben Stunde kehrte er zurück; natürlich hatte er alles verloren. Er nahm mich auf seine Knie und bat mich, ihm noch 5 Goldstücke zu geben. Er wisse wohl, dass uns dann nur noch 7 Goldstücke zum Leben blieben. Er wisse das alles, aber er würde sonst nicht zur Ruhe kommen; wenn ich ihm das Geld nicht gäbe, würde er den Verstand verlieren. Ich hielt ihm vor, dass es für uns sehr schwer sein würde, mit so wenig Geld auszukommen, verlor aber nicht viele Worte, sondern bat ihn nur, diesen Betrag für morgen aufzuheben, wenn er sich beruhigt haben würde. Aber er meinte, bis morgen werde er sich vor Ungeduld verzehren, es sei besser, gleich heute der Sache ein Ende zu bereiten, als sich einen ganzen Tag zu quälen. Natürlich konnte ich dem nichts entgegensetzen und gab ihm die 5 Goldstücke(...) Ich war ganz ruhig. Was soll's? Wir haben jetzt nur noch 7 Goldstücke, es lohnt sich nicht, deshalb zu trauern. (,,)

Dienstag, den 27. Juni/9. Juli 1867

(...) Meine Befürchtungen bestätigten sich. Er kehrte in großer Verzweiflung zurück und sagte mir, er habe alles verloren. Dann bat er mich, ihm noch 2 Goldstücke zu geben, und sagte, er müsse noch einmal sein Glück versuchen, er müsse es, es gehe nicht anders. Er warf sich vor mir auf die Knie, um mich um 2 Goldstücke anzuflehen. Natürlich konnte ich ihm das Geld nicht verweigern. Es blieben uns nur noch 5. Ich bat ihn, heute nicht mehr hinzugehen, wenn er so erregt sei, müsse er verlieren. Aber er wollte um nichts in der Welt nachgeben.

Es verging dann ziemlich viel Zeit, und ich war überzeugt, mit dieser geringen Summe könne man sich unmöglich so lange aufhalten. Schließlich kehrte er zurück und gestand mir, er habe seinen Ehering verpfändet und alles Geld verspielt, was er gehabt habe. Er bat mich, ihm noch 3 zu geben, um den Ring auszulösen, sonst verfallt er. Er hatte 17 Franken für den Ring erhalten, er müsse sie gleich zurückgeben, wenn er ihn nicht verlieren wollte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihm das Geld zu geben. Nun hatten wir nur noch zwei Goldstücke und einen Gulden.

Aber Fedja war derartig verzweifelt, dass ich keine Worte verlor, sondern ihm das Geld gab. Er ging und kehrte nach kurzer Zeit zurück. Es war ihm gelungen, den Ring auszulösen und 5 Goldstücke zu gewinnen, so dass wir damit 7 hatten. Drei gab er mir, fünf behielt er, um wieder spielen zu gehen. Für den Ring hatten sie keine Prozente verlangt, aber er hatte einen Franken Trinkgeld gegeben und den Pfandleihern gesagt, das sei für ihre Gefälligkeit. (...)

Während ich auf Fedja wartete, litt ich unsäglich. Ich weinte, verfluchte mich, das Roulette, Baden-Baden, alles. Es ist wirklich schändlich, ich kann mich nicht erinnern, je in einem solchen Zustand gewesen zu sein. Nach dem Essen ging Fedja wieder zum Roulette. Diesmal blieb ich ruhig. Ich beschloss, die 5 Goldstücke als verloren zu betrachten und trauerte deshalb nicht besonders um sie (...) Ich kam nicht viel eher als Fedja nach Hause, der mir erzählte, er habe ein wenig gewonnen. Als wir es zusammenrechneten, stellte sich heraus, dass es 16 Goldstücke waren; wir hatten also zusammen mit den 5 aufbewahrten 21

Goldstücke - ein unerhörtes Vermögen im Vergleich zu dem, was wir in den letzten Tagen besaßen. Ich war über die Maßen froh, denn das verbesserte doch ein wenig unsere Lage.(...)

Für einen Außenstehenden sicherlich ein merkwürdiges Bild: Er wirft sich vor ihr auf die Knie und fleht sie um zwei Goldstücke an, als ob sein Leben davon abhinge. – Es wird wohl zunehmend deutlich: sie leidet immens, wesentlich mehr als er. - Immer wieder geht es zwischendurch auch mal wieder aufwärts, wodurch die Illusion genährt wird, man habe realistische Chancen, durch das Roulette-Glücksspiel seine verzweifelte finanzielle Situation zu sanieren. Bezeichnenderweise wirbt die Spielbank Hamburg damit, dass einmal ein Roulettespieler an einem einzigen Abend 610.000 Euro gewonnen habe, über die Verluste anderer, die diesen Rekord-Gewinn ermöglicht haben, teilt sie nichts mit.

Mittwoch, 28. Juni/10. Juli 1867

(...) Endlich kam Fedja zurück: Er schien mir sehr bleich, so dass ich schon dachte, er habe wieder alles verspielt; ich begann ihn zu trösten und meinte, dieser Verlust sei doch eine Bagatelle, es sei ja nichts Schlimmes passiert. Da sagte er mir, er habe nicht verloren, sondern eine Kleinigkeit gewonnen und zeigte mir seine Geldbörse. Und was das für eine „Kleinigkeit“ war! Sechsvierzig neue Goldstücke, eine ganze Börse voll Geld! Ich war so glücklich, weil damit unsere Existenz wenigstens etwas besser gesichert war (mit meinen 5 Goldstücken im ganzen immerhin 51).

(...), kam ein kleiner Junge von etwa acht Jahren, der einen Korb mit Himbeeren, Aprikosen, Pfirsichen und Stachelbeeren brachte, die ich besonders gerne mag. Diese Aufmerksamkeit Fedjas freute mich außerordentlich, zumal sie ganz unerwartet kam. Fedja war in der Zwischenzeit Wein holen gegangen. (...) Da kam Fedja und brachte mir den Strauß; ich war überglücklich und küsste ihn mehrmals, so dankbar war ich meinem lieben Fedja, hatte er doch gewusst, was mir eine besondere Freude bereiten würde und hatte den Strauß besorgt (...) Der Strauß war auch wirklich wunderschön: In der Mitte waren gelbe und rosa Rosen, rundherum Veilchen und Nelken, eine erstaunlich hübsche Zusammenstellung. (...)

(...)

In den folgenden Tagen ging es so weiter, rauf und runter, kurzes Glücksgefühl, aber die Verzweiflung überwiegt. Das Geld wird fast ausschließlich für sein Glücksspiel ausgegeben, während sie sich ihrer ärmlichen Kleidung wegen schämt. Eine Reise nach Paris, das wäre für sie ein – unerreichbares – Glück. Für ihn wäre ein hoher Gewinn das erstrebte Glück. In Wirklichkeit ist ihr „Glück“ wesentlich erreichbarer als seins. Abgesehen von den psychischen Belastungen durch das Glücksspielen ihres Mannes litt sie erheblich an Schwangerschaftsbeschwerden.

Sonntag, den 2. oder 3. Juli, ich weiß nicht genau/14. Juli 1867

(...) Um fünf Uhr kam er furchtbar verstört darüber, dass er noch vor kurzem 44 Goldstücke in Händen gehabt und nun alles verloren hatte, weil er nicht rechtzeitig zu spielen aufhören konnte. (...) Ich vergaß noch zu erwähnen, dass ich heute auf dem hiesigen Friedhof war; er ist nicht sehr groß, aber wunderbar friedlich, ich glaube, hier ruht man gut. Mir kamen wieder traurige Gedanken, (...) Heute habe ich mich gewaltig geirrt: Fedja hat nicht verloren, sondern gewonnen, und zwar hat er 43 Goldstücke gewonnen, so dass wir jetzt insgesamt wieder 75 Goldstücke haben. 72 ließ er mir, drei nahm er an sich.

Donnerstag, den 6./18. Juli 1867

Heute morgen hatten wir noch 20 Goldstücke - eine allzu geringe Ressource, aber vielleicht geht es ja wieder aufwärts.(...) Als er dann schließlich auftauchte, hatte er auch diese Goldstücke verspielt und bat mich nun, ihm sofort Gegenstände zum Verpfänden zu geben. Ich nahm meine Ohrringe und meine Brosche ab und sah sie mir lange, lange an, als sähe ich sie zum letztenmal. Das war mir sehr schmerzlich, da Fedja sie mir geschenkt hat und sie mir so teuer sind. Fedja sagte mir, es tue ihm weh und er schäme sich, dass er diesen mir so teuren Schmuck nehmen müsse, aber es sei nicht zu ändern, und wir hätten ja gewusst, dass es so kommen würde. Deshalb verheimlichte ich vor ihm, wie ich von diesen Ohrringen

Abschied nahm und küsste sie. (...) Es vergingen drei Stunden und wohl noch mehr, schließlich kam Fedja. (...) Er sagte mir, dass er alles verspielt hatte, sogar das Geld, das er für die verpfändeten Ohrringe bekommen hatte. Er setzte sich auf einen Stuhl und wollte mich auf den Schoß nehmen, aber ich fiel vor ihm auf die Knie und begann ihn zu trösten. Da erklärte er mir, dass er das zum letztenmal in seinem Leben machen (spielen) und dass das niemals mehr vorkommen würde. Er stützte sich mit den Ellbogen auf den Tisch auf und begann zu weinen.

Ja, Fedja weinte; er sagte: „Ich habe dir das Letzte gestohlen, fortgetragen und verspielt.“ Ich versuchte ihn zu trösten, aber er hörte nicht auf zu weinen. Wie tat er mir leid, es war furchtbar, wie er sich quälte! Er erzählte, er habe für die Ohrringe 120 Franken bekommen, aber 5 Franken Prozente zahlen müssen, d.h. wir müssen insgesamt 125 Franken bezahlen (für einen Monat). Dann saßen wir einige Zeit lang eng umschlungen auf dem Sofa. Mir war entsetzlich schwer zumute, ich war wie erschlagen. (...) Heute morgen, als wir noch 20 Goldstücke hatten, hätten wir aus Baden-Baden abreisen sollen; davon hätten wir noch in Genf leben können. Als wir nach Hause kamen, legten wir uns nebeneinander aufs Bett, und Fedja machte erneut Pläne. (...), doch mir kam das einfach unmöglich vor. Das ist zu viel Arbeit, zumal er dann nicht mit dem Roman für Katkow fertig wird. (Anm.: gemeint ist der Roman „Der Idiot“, für den Dostojewskij damals noch nicht einmal einen Plan, aber bereits von seinem Verleger einen Vorschuss erhalten hatte). Wir sprachen lange und traurig miteinander. Ich konnte Fedja kaum ansehen, und es war auch schwierig mit ihm. (...) Wir saßen so noch bis elf Uhr und beschlossen dann, dass Fedja morgen noch einmal mit dem letzten Goldstück sein Glück versucht; vielleicht kommen wir ja irgendwie wieder auf die Beine. (...) Beim Gutenachtwünschen erklärte mir Fedja, dass er mich grenzenlos liebe.

Angesichts der totalen Niederlage kapitulierte er unter Tränen, aber wenige Stunden später schon wieder will er mit dem letzten Goldstück „sein Glück versuchen“. Er hofft auf ein Riesenwunder, und sie macht mit, es bleibt ihr ja auch nichts anderes übrig.

Was würde wohl ein Casino-Chef empfinden, wenn er diese Sätze aus Annas Tagebuch lesen würde?

Freitag, den 7./19. Juli 1867

(,,) Aber heute war mir wieder sehr übel. Fedja war in einem kläglichen Zustand. Um ein Uhr nahm er das letzte Goldstück (...) und ging damit zum Roulette. (...) So blieben uns 5 Florin übrig, aber wir hatten auch schon drei Tage die Mahlzeiten nicht mehr gezahlt, und morgen müssen wir die Wohnung zahlen, doch wovon? Fedja ging fort, kehrte aber bald zurück und hatte alles verspielt. Er hatte unterwegs noch seinen Ehering für 20 Franken verpfändet, aber wie zum Tort hatte er keinen Schlag gewonnen. Und dabei wären wir doch schon mit einem bescheidenen Gewinn von 2 - 5 Goldstücken zufrieden gewesen! Doch so bestraft uns das Schicksal dafür, dass wir damals unzufrieden waren, als wir noch 160 Goldstücke hatten und mehr wollten. Aber Gott weiß, nicht ich wollte mehr, sondern Fedja, und weshalb? (...)

In den folgenden Tagen wiederholte sich die Melodie in verschiedenen Variationen. Die Dostojewskijs verpfändeten ihre Wertsachen. D. ging immer wieder ins Casino, sobald Geld da war. Zwischendurch gewann er auch eindrucksvoll, doch das gewonnene Geld verspielte er bald wieder.

Anna hoffte damals, „irgendwann meine Sachen wiederzubekommen“ –Jahrzehnte später schrieb sie: „Wir haben die Sachen nie ausgelöst, die Quittung von Moppert befindet sich noch heute bei mir.“

Nach Überspringen mehrerer Tage zur letzten Tagebuch-Eintragung über die Zeit in Baden-Baden:

Freitag, den 11./23. August 1867

(...) Von der Post ging Fedja zum Roulette. Ich beschwor ihn, dort nicht lange zu verweilen, weil nur noch anderthalb Stunden bis zur Abfahrt des Zuges waren. (...) Nach knapp zwanzig Minuten kehrte Fedja zurück und sagte mir, er habe das Geld in Taler gewechselt und alles verloren. Ich bat ihn, nicht zu verzagen, sondern mir lieber zu helfen, die Koffer zu ver-

schließen und mit der Wirtin abzurechnen. (...) Endlich läutete es, und wir stiegen in den Zug, (...). Ich war überglücklich, dass wir endlich diese verfluchte Stadt verließen, ich bin sicher, dass ich nie mehr hierher kommen werde. Auch meinen Kindern werde ich \verbieten, nach Baden-Baden zu fahren, soviel Kummer hat mir diese Stadt gebracht.

Die Dostojewskijs haben es somit endlich geschafft, aus der Roulette-Stadt Baden-Baden abzureisen. Nur so war es D. möglich, mit dem Spielen aufzuhören.

Von Anna D. stammt die Erkenntnis: **„Man musste sich damit abfinden, die Spielsucht als eine Krankheit anzusehen, gegen die es kein Mittel gibt. Die einzige Methode des Kampfes ist – Flucht.“**

Aus Annas im Alter verfassten „Erinnerungen“:

„Mit der Abreise aus Baden-Baden endigt die stürmische Periode unseres Lebens im Auslande. Gerettet hat uns wie gewöhnlich „unser guter Genius“, die Redaktion des „Russki Wjestnik“. Aber in der Zeit unserer Geldnot hatten sich so viele Schulden angehäuft, und so viele Gegenstände waren verpfändet worden, dass fast das ganze erhaltene Geld dafür ausgegeben werden musste. Am meisten tat mir leid, dass ich das mir so teure Hochzeitsgeschenk meines Mannes – eine Brosche und Ohrgehänge mit Brillanten und Rubinen – nicht auslösen konnte: diese Gegenstände waren unwiderruflich verfallen.“

An anderer Stelle schreibt sie:

„Wenn ich mich an die in Baden-Baden zugebrachten fünf Wochen erinnere und mein stenographisches Tagebuch aus dieser Zeit durchlese, dann verstehe ich, wie damals etwas Schreckliches von meinem Mann restlos Besitz ergriffen hatte und ihn nicht aus seinen schweren Fesseln loslassen wollte. Es schmerzte und kränkte mich, diese Schwäche an meinem lieben Mann zu erkennen. Doch bald begriff ich, dass hier keine gewöhnliche Willensschwäche vorlag, sondern vielmehr eine wirkliche menschliche Leidenschaft, etwas Mächtiges, dem sogar ein starker Charakter nicht gewachsen sein konnte.“

Am 16./28. August 1867 schrieb Dostojewskij aus Genf in einem Brief an seinen Freund Maikow über die Zeit in Baden-Baden:

„(...) Doch muss ich nun damit beginnen, Ihnen meine Gemeinheiten und meine Schande zu schildern.

(...) und endlich habe ich Ihr Urteil immer geschätzt. Ihnen zu beichten tut mir nicht weh. Doch schreibe ich dies Ihnen allein. Liefern Sie mich nicht dem Urteil der Menge aus!

Da uns unser Weg an Baden-Baden vorbeiführte, beschloss ich, einen Abstecher dorthin zu machen. Mich quälte ein verlockender Gedanke: 10 Louisdor zu opfern und vielleicht 2000 Francs zu gewinnen, also den Unterhalt für 4 Monate mit allem Drum und Dran, die Petersburger eingeschlossen. Am niederträchtigsten war, dass ich auch früher zuweilen gewonnen hatte. Das schlimmste ist, dass meine Natur gemein und allzu leidenschaftlich ist: Immer und in allem muss ich bis an die äußerste Grenze gehen, mein Leben lang habe ich über die Stränge geschlagen.

Gleich zu Beginn trieb der Teufel sein Spiel mit mir: Ich gewann mit ungewöhnlicher Leichtigkeit innerhalb von drei Tagen 4000 Francs. Lassen Sie mich Ihnen nun schildern, wie sich mir alles darstellte: Auf der einen Seite dieser leichte Gewinn - aus hundert Francs machte ich in drei Tagen viertausend. Andererseits die Schulden, die Eintreibungen, die seelische Unruhe und die Aussichtslosigkeit, nach Russland zurückzukehren. Und schließlich das dritte und Wichtigste – das Spiel selbst. Wissen Sie, wie das einen anzieht? Nein, ich schwöre Ihnen, es ging nicht allein um den Gewinn, wemgleich ich Geld um des Geldes willen benötigte. (...)

(...) es war natürlich gemein von mir, alles zu verspielen. (...)

Rückfälle

Neun Monate lang blieben die Dostojewskijs in Genf, bis Ende Mai 1868, In dieser Zeit hatte D. 3 Rückfälle, er war dann allein nach Saxon-les-Bains zum Spielen gefahren, aus Geld-

mangel jeweils für wenige Tage. Ihre Tagebucheintragungen: und seine Briefe sind denen bereits zitierten ähnlich.

Nach einem Umzug in einen anderen Schweizer Ort fuhren sie für etwa ein Jahr nach Italien, dabei waren sie längere Zeit in Florenz. Damals gab es offensichtlich in Italien keine Casinos.

Von Juni 1869 bis Anfang August 1871, also knapp 2 Jahre lang, waren sie wieder in Dresden. In dieser Zeit hatte D. 2 Rückfälle: Im April 1870 fuhr er nach Hpmberg, im April 1871 nach Wiesbaden, jeweils für wenige Tage. Rückfälle trotz bereits erlittener bitterer Negativerfahrungen sind typisch für eine Suchtkrankheit, die mehr oder minder lebenslang besteht.

Wenn man die für die Psychiatrie international verbindlichen Diagnosen-Manuale (ICD-10 und DSM-IV-TR) zugrunde legt, bestand bei Dostojewskij spätestens 1867 während der Zeit in Baden-Baden eine manifeste Glücksspielsucht.

Die Casinos Wiesbaden und Baden-Baden werben paradoxerweise mit Dostojewskij. Offensichtlich ist zu wenig bekannt, wie sehr Dostojewskij und vor allem seine Frau durch seine Suchtkrankheit gelitten haben. Es wäre sinnvoll, nicht mehr von „Glücksspiel“, sondern von „Unglücksspiel“ zu sprechen, ganz abgesehen von der banalen Tatsache, dass nur die Verluste vieler Spieler für einen Spieler einen hohen Gewinn ermöglichen.

Glücksspiel im heutigen Deutschland

Nach der Spielbankschließung 1872 gab es bis 1948 in Deutschland keine Spielcasinos mehr (lediglich in Baden-Baden bestand eins von 1933 bis 1944). Bereits 1952 gab es in West-Deutschland wieder 9 Spielbanken; nur in Bayern war das Casino-Glücksspiel verboten. Der Glücksspielmarkt expandierte seither extrem. 2007 existierten in Deutschland 62 Spielbanken (ohne die Automaten-Casinos).

Als ab 1948 in Westdeutschland nach langer Zeit wieder die ersten Spielcasinos, sog. „Spielbanken“ eröffnet wurden – ausschließlich in Kur- und Badeorten! - war man noch sich der hohen Verantwortung bewusst. Es durften dort ausschließlich vermögende Kurgäste spielen; Ortsansässigen, Personen unter 25 Jahren und Normalverdienern hingegen war der Zutritt verboten. Die Spielbankabgabe war gedacht für soziale Zwecke, die aus der Staatskasse sonst nicht zu finanzieren wären.

Später wurden diese Schutzmaßnahmen nach und nach aufgehoben. Seither wurden in Westdeutschland und seit 1989 auch in Ostdeutschland zunehmend Casinos zugelassen. Zu Zeiten von Dostojewskij gab es in Deutschland 6 Casinos, ausschließlich in Kurbadeorten, jetzt sind es 62, zusätzlich noch 25 Automaten-Dependancen. Präventivmaßnahmen zum Spielerschutz wurden und werden zunehmend abgebaut.

Die erfahrungsgemäß wichtigste Präventionsregel lautet, wie schon gesagt: Je massiver und attraktiver das Angebot einer Droge mit nicht geringem Suchtpotenzial bzw. je leichter sie verfügbar ist, desto höher ist der Konsum dieser Droge und desto größer ist die Zahl der von dieser Droge abhängig, d. h. süchtig gewordenen Mitmenschen. Prohibition (Verbot) oder Verfügbarkeitseinschränkung einer Droge sind nur dann wirksam, wenn sie auch zu realisieren sind. Beispiel: Die Verfügbarkeit der seit über 40 Jahren in Deutschland verbreiteten Drogen wie Cannabis oder Heroin ließ sich trotz aller Mühen kaum einschränken; die Prohibition der Casinos 1872 hingegen war gut realisierbar und dementsprechend außerordentlich wirksam.

Eigentlich ist auch heute noch die öffentliche Veranstaltung von Glücksspielen durch den § 284 des deutschen Strafgesetzbuches bei Strafandrohung verboten. Doch kann die Behörde seit der Gesetzesänderung 1933 Ausnahmen zulassen. Bestimmte Glücksspiele, die besonders stark suchterzeugend und psychosozial schädlich sind, wie insbesondere Roulette, dürfen deshalb ausschließlich in staatlich konzessionierten Spielcasinos gespielt werden. Ursprünglich sollten hierdurch schädliche Folgen für die Spieler und die Bevölkerung eingedämmt werden; zunehmend traten die sozial- und gesundheitspolitischen gegenüber den finanzpolitischen Interessen in den Hintergrund (bspw. ist in Hamburg die Spielbank der größte Steuerzahler).

Nur in der Anfangszeit war man sich noch der Suchtgefahren bewusst. Bspw. 1952 schrieb Kraus im „Buch der Glücksspiele“: „Die staatliche Konzession einer Spielbank ist an

eine Reihe von Verpflichtungen gebunden, die dazu dienen, alle üblen Folgen des Spiels nach Menschenmöglichkeit auszuschalten. Der Bankhalter oder die Mitglieder einer Gesellschaft öffentlichen Rechts, von denen das Spielbankgeschäft betrieben wird, müssen moralisch einwandfrei sein und über das nötige Kapital verfügen, um jeden Spielgewinn auszahlen zu können. Die staatliche Kontrolle überwacht den Geldumlauf der konzessionierten Bank in all seinen Phasen.

Die Spielbank ist verpflichtet, gewisse Personengruppen vom Spiel auszuschließen. In der Reception, dem Kontrollschalter am Eingang der Spielbank, wird die Eintrittskarte nur nach sorgfältiger Prüfung der Personalien des Besuchers ausgestellt. Die Angestellten der Reception haben langjährige Erfahrung und Menschenkenntnis (...)

Ausgeschlossen sind alle Personen unter 25 Jahren, Ausländer unter 21 Jahren. Ehefrauen unter diesem Alter dürfen nur in Begleitung ihres eintrittsberechtigten Ehemannes den Spielsaal betreten und spielen.

Ausgeschlossen sind auch alle Personen, aus deren Personalien hervorgeht, dass sie nicht über ausreichende eigene Mittel verfügen, um Verluste ohne Gefährdung ihrer Existenz zu erleiden. Zu ihnen gehören Angestellte und Beamte niedriger Gehaltsklassen, es sei denn, sie können den Besitz von Vermögen nachweisen. Ihnen, ebenso wie Lohnempfängern, kann die Bank Eintritt gewähren, aber nur mit Spielverbot. Die Saalaufsicht sorgt dafür, dass dieses eingehalten wird.

Ausgeschlossen vom Spiel sind auch die Einwohner des Spielbankortes und seiner näheren Umgebung im Umkreis von 5 oder 10 km. Wer von ihnen die Spielbank einmal besuchen will, muss um Erlaubnis beim Bürgermeister nachsuchen, der allein entscheiden kann, ob der Besuch gestattet wird. Er wird aber nur unter ausdrücklichem Spielverbot gewährt.

Zum Schutz der Gäste und zur Wahrung ihres Ansehens achtet jede Spielbankdirektion darauf, dass die eingegangenen Verpflichtungen eingehalten werden. Sie erlässt von sich aus noch weitere Vorschriften, um dem Spielsaal eine gute gesellschaftliche Atmosphäre zu sichern.

(...) Die Vorsicht einer gewissenhaften Spielbankleitung geht so weit, dass sie allzu häufige Besucher warnt, wenn sie durch die Höhe ihrer Verluste gefährdet erscheinen, denn sie hat kein Interesse daran, Entartungen zu dulden und ihren Gegnern Argumente in die Hand zu liefern. Spiel soll Spiel bleiben, am Roulettetisch genauso wie der Skatrunde.“

In Ostdeutschland wurden erst nach der Wende Casinos und Spielhallen des westdeutschen Typs zugelassen, dann jedoch verbreiteten sie sich rasant.

Entgegen der von Spielcasinos und Finanzbehörden geäußerten Meinung wird durch die ständige Expansion des legalen Glücksspiels das illegale keineswegs eingedämmt, sondern im Gegenteil gefördert.

Für die Ortsansässigen wurde schon in den 1950er Jahren in Nebenräumen der Casinos das „Kleine Spiel“ mit damals harmlosen Glücksspielen eingerichtet. Daraus entwickelten sich die Automatenäle mit Münzspiel-Automaten, den „Einarmigen Banditen“. Eine Eingangskontrolle wie beim „Großen Spiel“ (d.h. Roulette etc.) findet hier nicht statt, zudem bestehen hier keine Bekleidungsvorschriften (Jackett und Krawatte). Tatsächlich war das „Kleine Spiel“ damals relativ ungefährlich. Ende der 1970er Jahre jedoch wurden die früher mechanischen und eher harmlosen Münzspiel-Automaten durch die modernen elektronischen Möglichkeiten zu psychologisch äußerst raffinierten Maschinen mit hohem Suchtpotenzial aufgerüstet. An diesen modernen Automaten kann nur mit Geldscheinen, also mit wesentlich höheren Einsätzen gespielt werden; die Dauer eines Spiels (d.h. die Ereignisfrequenz) wurde auf wenige Sekunden reduziert. Seitdem kam es zur massiven Verbreitung dieser modernen elektronischen Glücksspiel-Automaten in den Automatenälen der Casinos bzw. in den Casino-Dependancen, bagatellisierend weiterhin „Kleines Spiel“ genannt, obwohl sie jetzt fast 80% der Casino-Einnahmen bringen. - Eine ähnliche Entwicklung erfolgte in den Spielhallen; die modernen elektronischen, psychologisch äußerst raffinierten Spielhallenautomaten werden offiziell immer noch nicht als Glücksspiel definiert, obwohl sie es eindeutig sind und zu existenzgefährdenden Verlusten führen können. Die Mehrzahl der Glücksspielsüchtigen, die in die Beratungsstellen kommen, sind durch die Spielhallenautomaten süchtig geworden.

Roulette bzw. das „Große Spiel“ hat in den Casinos an Bedeutung verloren gegenüber dem „Kleinen Spiel“, das sind die Casino-Glücksspielautomaten. Das Flair der früheren Roulette-Säle in den Casinos wird von den Casinospielern heute weniger gesucht, sie gehen in die Automaten-Säle, wo ein Kasten neben dem anderen steht.

Das Bundesverfassungsgericht hat mit seinem Urteil vom 19.07.2000 zum Casino-Glücksspiel festgestellt: „Der Betrieb einer Spielbank ist eine an sich unerwünschte Tätigkeit (...)“, die Aufgabe einer Spielbank ist es, Glücksspieler „vor strafbarer Ausbeutung zu schützen“. Im völligen Gegensatz dazu wurde das Angebot an Glücksspielen mit hohem Suchtpotenzial in Deutschland immer größer und immer leichter verfügbar. Die Erklärung hierfür: Meist 80% der Casino-Bruttospielerträge gehen an den Staat, ohne dass die Casinos vorher ihre Unkosten abziehen können. Insgesamt nimmt der Staat pro Jahr aus den verschiedenen Glücksspielarten über 4 Mrd. Euro ein, somit mehr als aus den Alkoholsteuern.

Um es noch einmal zu betonen: Glücksspielsucht ist keine „neue Sucht“. Sie ist in Europa - nach der Alkoholabhängigkeit und vor dem Morphinismus – vermutlich die zweitälteste verbreitete Suchtform. Vor etwa 1980, als es in Deutschland erst wenige Casinos existierten und es die modernen Glücksspielautomaten in Casinos und Spielhallen noch nicht gab, gab es in Deutschland auch kaum Glücksspielsüchtige.

Die Anzahl der süchtig gewordenen Glücksspieler in Deutschland wird auf 100.000 bis 170.000 geschätzt (Jahrbuch Sucht 2007)

Die öffentliche Meinung und damit auch einige der psychologischen und psychiatrischen Lehrmeinungen wurden durch die aufwendige und psychologisch geschickte Bagatellisierungs- und Verneblungsstrategie und den Lobbyismus der Glücksspielwirtschaft (die auch einige Wissenschaftler für sich gewinnen konnte) sehr wirksam beeinflusst; klinische Fakten werden im Interesse des expandierenden Glücksspielmarktes gezielt ausgeblendet. Die Finanz- und die Wirtschaftspolitik haben eben derzeit unbedingt Vorrang vor der Sozial- und Gesundheitspolitik, ohne Rücksicht auf moralische Erwägungen.

Die Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen (DHS) hat 2007 in einem Memorandum zur Prävention der Glücksspielsucht betont: „Glücksspiele sind definiert als (Geld-)Wetten auf den Ausgang vorwiegend zufallsabhängiger Ereignisse. Sie zählen nicht zu den normalen Wirtschaftsgütern, vielmehr handelt es sich um so genannte demeritorische Güter. Gemeint sind damit Waren und Dienstleistungen, die negative Folgen für die Gesellschaft haben und daher einer Regulierung bedürfen.“ („Demeritorische Güter“ wie bspw. Drogen ist ein Begriff aus den Wirtschaftswissenschaften. Von der „Freiheit des Dienstleistungsverkehrs“ im Sinne der EU-Kommission sind diese „Güter“ ausgeschlossen. Es gehört zu den Aufgaben des Staates, in den Markt mit diesen Angeboten korrigierend oder notfalls mit Verboten einzugreifen.)

Die Steuereinnahmen durch die drei legalen Drogen betragen 2005 in Deutschland insgesamt fast 22 Mrd. Euro (Alkohol 3,34 Mrd. Euro, Nikotin 14,25 Mrd. Euro, Glücksspiel 4,25 Mrd. Euro). Diese Steuereinnahmen durch die drei legalen Drogen sind von ihrem Sinn her gesundheits- und sozialpolitische Maßnahmen, in der Praxis geht es jedoch fast ausschließlich um den finanzpolitischen Zweck, die Steuermehreinnahmen. Dementsprechend werden diese Gelder auch keineswegs für gesundheits- und sozialpolitische Maßnahmen ausgegeben. Bezeichnenderweise wird für Wein keine und für Bier nur eine relativ geringe Steuer erhoben. Schon oft ist gefordert worden, diese Steuereinnahmen an die Krankenkassen weiterzuleiten.

Durch diese Steuern soll eigentlich als primäre Suchtprävention eine Verfügbarkeits-einschränkung der legalen Drogen erreicht werden. Denn die Erfahrungen zeigen eindeutig: je größer die Verfügbarkeit eines Suchtmittels ist, desto größer ist der Konsum, und desto größer ist die Zahl der Mitmenschen, die in eine Suchtkrankheit geraten sind. Um Steuermehreinnahmen zu erzielen, wird jedoch paradoxerweise die Verfügbarkeit bspw. beim Glücksspiel sogar ausgebaut. Ein Beispiel hierfür ist das Casinoglücksspiel in Hamburg: Hier wurde 1978 eine Spielbank eingerichtet; nach und nach expandierte sie, 2003 ist die 5. Dependence hinzugekommen; Ende 2006 wurde das Hauptcasino, das bis dahin in einer ruhigen Seitenstraße lag und einen schönen Blick auf die Alster bot, in die Innenstadt verlegt, wobei das Angebot an Glücksspielen weiter ausgebaut wurde (die Anzahl der Automaten wurde von 38 auf 140 erhöht, die Zahl der Roulettetische von 15 auf 18.). Im Internet gibt die

Spielbank Hamburg groteskerweise an, sie habe den „ordnungspolitischen Auftrag“, „den natürlichen Spieltrieb zu kanalisieren und zu kontrollieren“ „... der öffentliche Auftrag, den natürlichen Spieltrieb der Menschen auch in Hamburg in geordnete und überwachte Bahnen zu lenken. (...) Die Spielbank Hamburg hat in der Vergangenheit die staatlichen Anforderungen sowohl an die Professionalität und Zuverlässigkeit des Spielbetriebs wie auch an Suchtprävention und Sperrpraxis erfüllt...“ Einen „natürlichen Glücksspieltrieb“ gibt es allerdings gar nicht. Erst das Angebot produziert die Nachfrage! Diese Expansion der legalen Droge Glücksspiel in Hamburg wurde von den staatlichen Kontrollorganen nicht gebremst, sondern gefördert. Die banale Erklärung: die Spielbank Hamburg ist der größte Steuerzahler in Hamburg. Mit dem Märchen mit Glücksspieltrieb haben die Casino-Leute sogar höchsttrichterliche Entscheidungen manipulieren können. Möglicherweise gibt es noch Relikte eines Jagdtriebs, wenn man bedenkt, dass der männliche homo sapiens etwa 90 Prozent seiner Geschichte Steinzeitjäger war; damals war Risikolust sicherlich existenznotwendig. .

Wenn Dostojewskij heute beispielsweise in Hamburg oder Schleswig-Holstein leben würde, hätte er große Schwierigkeiten, glücksspielabstinent zu leben. Damals musste er weite Reisen machen, um in ein Casino gehen zu können. In Hamburg oder anderen deutschen Großstädten hingegen gibt es hierfür verlockend viele Angebote.

Konkret: Vor etwa 1975 war das Angebot an Glücksspielen mit hohem Suchtpotenzial in Deutschland noch relativ gering, und vor etwa 1980 gab es in Deutschland nur sehr wenige süchtig gewordene Glücksspieler. Nach etwa 1975 stieg das Angebot an Glücksspielen mit hohem Suchtpotenzial rasant an, vor allem der elektronischen Glücksspielautomaten. Und nach etwa 1980 – mit der typischen Zeitverzögerung - stieg auch in den psychiatrischen Krankenhäusern und Suchtberatungsstellen die Zahl der süchtig gewordenen Glücksspieler rasant an. – In Russland wurde 1989 das erste Spielcasino eröffnet, 2006 gab es in Russland bereits 169 Spielcasinos, außerdem Zehntausende Spielhallen. Jetzt will man radikal gegensteuern.

Glücksspielen ist typisch für unsere Zeit, man denke nur an die hochspekulativen Börsengeschäfte. Man kann heute eine Rendite von 25 Prozent und mehr anstreben, ohne eingesperrt zu werden. 1872 wurde aus sozialpolitischen Gründen das hochspekulative Glücksspiel in Deutschland verboten, mit durchschlagender Wirksamkeit, das Problem der Glücksspielsucht war fast völlig beseitigt, das illegale Glücksspiel war wenig verbreitet. Es wäre zu wünschen, es gäbe auch heute einen Dostojewskij oder eine Anna, die mit aller Deutlichkeit das heutige Glücksspiel beschreiben und dadurch international die politisch Verantwortlichen endlich aufwecken würden. Ohne Prophet zu sein, kann anhand des historischen Verlaufes vorhergesagt werden, dass in Deutschland wieder alle Casinos (und Spielhallen) geschlossen werden, wenn die politisch Verantwortlichen erkennen, dass jetzt schon die gesundheits- und sozialpolitischen Schäden und die dadurch bedingten Kosten viel höher sind als die Steuereinnahmen durch die Glücksspiele.

Das Wort „Glücksspielen“ klingt harmlos, Glücksspielsucht ist jedoch eine sehr schädliche Suchtform. Sie ist leichter zu verheimlichen und deshalb weniger bekannt. Hinsichtlich ihres psychischen und sozialen Schadenspotenzials steht die Glücksspielsucht nach der Opioid-Abhängigkeit an zweiter Stelle.

Rückblick

Für den Außenstehenden ist es kaum nachzuvollziehen, dass Dostojewskij so lange brauchte, bis er kapitulierte. Vielleicht eine akzeptable Erklärung: Durch die neurobiologische Forschung wissen wir, dass unser freier eigener Wille in Wirklichkeit nicht unbedingt frei ist. Bei intensiver emotionaler Beteiligung wie beim Drogenkonsum (hier: Stimulation und Erfolgserlebnisse durch Roulettespielen) lernt das menschliche Gehirn bzw. die menschliche Psyche besonders intensiv, wobei es zu Veränderungen der Hirnstrukturen kommt. Häufig geübte Verhaltensweisen laufen zunehmend automatisiert und reflexionsarm ab. Nicht nur unsere Verhaltensweisen sind manipulierbar, sondern auch unsere Einstellungen. Deshalb glaubt ein süchtig gewordener Mensch wie ein religiöser Fundamentalist an sein Suchtmittel. So kann man erklären, dass in der Wertehierarchie von Dostojewskij sein Roulettespielen ihm noch wichtiger war als seine Frau und während der Zeit in der Schweiz sein gerade gebore-

nes Töchterchen. Der erhoffte Gewinn war nach den wiederholt erlittenen negativen Erfahrungen nur noch ein Vorwand vor sich selbst („Selbstbetrug“).

Dostojewskijs Frau sah seine Spielsucht als eine Krankheit an. Allerdings sehen auch heute noch viele Menschen eine Glücksspielsucht, überhaupt eine Sucht eher als ein vorwerfbares, schuldhaftes Verhalten, als „Laster“ an und nicht als Krankheit.

Dostojewskij wusste um die gesellschaftliche Ächtung des Spiels und wollte seine Besuche im Casino – wie die Mehrzahl der süchtig gewordenen Menschen – verheimlichen, (nicht einmal seine Schwiegermutter durfte es wissen). Das „Lastermodell“ früherer Zeiten hat sich jedoch nicht bewährt, das „Krankheitsmodell“ hat erhebliche Vorteile. Es verführt allerdings bei manchen zur irrigen Auffassung, sie könnten selbst nichts gegen ihre Krankheit tun, sondern müssten sich behandeln lassen. Die Suchtkrankheit ist wohl die einzige Krankheit, die man selbst behandeln kann und muss. Ein Suchtkranker muss selbst sich entschließen, aufzuhören, evtl. mit kompetenter Hilfe, und dann den Konsum seines Suchtmittels zu meiden. Da für einen süchtig gewordenen Glücksspieler das Geld nur „Spielgeld“ „Munition zum Weiterspielen“ ist, muss er seine Geldverwaltung anderen übertragen, die es ihm in für das Glücksspielen unattraktiv kleinen Mengen zuteilen. Die Dostojewskijs haben dies zwar richtig gemacht, jedoch hätten sie vertragsmäßig vereinbaren müssen, dass Anna ihm kein Geld für das Glücksspielen gibt, auch wenn er weint und sie auf Knien darum bittet.

Heutzutage gibt es für süchtig gewordene Glücksspieler professionelle Beratungsstellen und Therapiemöglichkeiten, wobei die Selbsthilfegruppen und die professionell angeleiteten Gruppen von großer Bedeutung sind. Bei manchen kann eine Psychotherapie zur Bearbeitung der evtl. bestehenden Hintergrundproblematik sinnvoll sein.

Die Annahme, nur psychisch gestörte oder problembelastete Menschen könnten süchtig werden, ist überholt. Jeder, der ein Glücksspiel mit nicht geringem Suchtpotenzial spielt, kann – wenn er Pech (bspw. einen faszinierenden Anfängergewinn) hat – süchtig werden.

Literatur in:

Anna und Fjodor Dostojewskij: Der Spieler und seine Frau
(Dostojewskij, seine Frau und die Glücksspielsucht)
Auszüge aus ihren Tagebüchern und seinen Briefen an sie
ausgewählt und kommentiert von Bert Kellermann und Christian Kühn
(in Vorbereitung)

und in:

Kellermann B (2005):
SUCHT – Versuch einer pragmatischen Begriffsbestimmung für Politik und Praxis.
Neuland-Verlag Geesthacht